Neues Leben.

Novelle

in drei Bänden.

Von

Theodor Mügge.

Zweiter Band.

1856.

Prag & Leipzig,

Expedition des Albums.

Inhalt.

Neues Leben.

Zweiter Band.

Erstes Capitel.

Herr von Trifels wurde am folgenden Morgen durch seinen Vetter, den Regierungsrath, aufgeweckt, der die Thür seines Schlafzimmers öffnete und auf der Schwelle stehend, mit seinem Stöckchen pochte. — „Da sieht man, was ein Bräutigam für eine glückselige Creatur ist!" rief er hinein. „Statt an Herzklopfen und Schlaflosigkeit zu leiden, ruht er von aller Pein befreit, im süßen Schatten der Gewißheit."

„Du bist es, Rudolph," antwortete Trifels, sich aufrichtend. „Ich bin spät nach Hause gekommen. Gleich bin ich bei Dir."

Herr von Wolters trat zurück, legte seinen Hut auf einen Stoß Acten, der neben einem vielbenutzten Schreibpult sich aufthürmte, und setzte sich auf das ziemlich harte, gelbblumige Sopha. Er lehnte sich

in eine Ecke, betrachtete die einfachen Mobilien, den runden Tisch mit der Leinendecke, die Kaffeemaschine darauf, neben welcher die Spiritusflasche und ein Zündfeuerzeug standen, und drehte den Pferdefuß von Elfenbein, welcher den Knopf seines Stöckchens bildete, zwischen seinen spöttisch verzogenen Lippen.

Nach wenigen Minuten kam Trifels. In seinem grauen Morgenrock, ein bedrucktes Tuch nachlässig um seinen Hals gewunden, paßte er zu dieser einfachen Wohnung. Nach den ersten Grüßen und Entschuldigungen setzte er sogleich die Spirituslampe in Brand, und während er sich damit beschäftigte, sein Frühstück selbst zu bereiten, erzählte er bunt durch einander und lachend von dem gestrigen Abend, von Hedwig, von allerlei lustigen Auftritten, und was ihm sonst einfiel. Der Regierungsrath hörte zu und beobachtete seinen Verwandten. Der schöne Kopf des heiteren jungen Mannes neigte sich ihm entgegen, er schien jeden Zug daran genau zu durchforschen und eigenthümliche Gedanken zu haben, die sich in dem kalten Lächeln ausdrückten, das seine Lippen festhielten, während seine Augen starr vor sich hin schauten.

Ein frischer Hauch geistiger und körperlicher Gesundheit war seinem frohsinnigen Vetter aufgeprägt.

Sein Gesicht war voll, fest und markig, der röthliche Schimmer des Blutes färbte sanft und gleichmäßig dessen Haut, die stolze Stirn war so glatt wie Marmor, und seine Augen rollten, während er erzählte, muthwillig und muthig umher. Sie waren durchsichtig, wie Krystall.

„Also noch immer die alte Studenten-Wirthschaft," sagte der Regierungsrath, als Trifels sich aufrichtete. „Mit dem einen Fuß aus dem Bett, wird die Kaffeemaschine in Bewegung gesetzt."

„Die gute alte Maschine!" lachte der Assessor. „Was wäre schon aus mir geworden, wenn ich sie nicht gehabt hätte! Wie oft in durchwachten Nächten hat sie mir wie Faust's Schale den dunklen Trank gereicht und mich der Erde zurückgegeben!"

Wolters bohrte den Pferdefuß in sein Kinn und hob das farblose, scharfe Gesicht zu seinem Vetter auf. „Du siehst sehr gut aus, wirklich sehr gut," sagte er, „doch daran, mein Freund, ist ein anderer Spiritus schuld; eine andere Lampe leuchtet jetzt Deinen Nächten."

„Der heilige Geist der Erde, der uns Muth zum Leben, Kraft zum Vollbringen giebt. — Ich habe früher geglaubt, Rudolph, daß ich nicht alt werden

würde, jetzt möchte ich das Gegentheil behaupten. Was meinst Du?"

„Hast Du dessentwegen an mich geschrieben?" fragte der Regierungsrath.

Trifels hatte sich neben ihn gesetzt, bei dieser scherzenden Frage legte er den Arm um seinen Vetter und sagte mit Herzlichkeit: „Wir müssen einmal über allerlei wichtige Dinge uns aussprechen. Zunächst über meine Verlobung. Sie ist Dir überraschend gekommen, nicht wahr? Was sagst Du dazu, daß ich mich verheirathen will?"

„Ich wünsche Dir, wie ich es schon gethan habe, nochmals alles mögliche Glück."

„Du bist mein nächster Verwandter," fuhr Trifels fort, „es freut mich in vieler Beziehung, wenn meine Wahl Deinen Beifall hat. Hedwig — meine Braut, sie ist freilich aus keiner Familie mit Gott weiß wie vielen Ahnen."

„Thorheit!" sagte der Regierungsrath, „man heirathet keine Ahnen."

„Nein!" fuhr Trifels erfreut fort, „aber Hedwig ist allerdings auch sehr jung — kaum neunzehn Jahre."

„Ein Mädchen kann nie jung genug sein," erwiederte Wolters. „Du mußt heirathen, es ist das Gescheidteste, was Du thun kannst."

„Darf ich fragen warum?"

„Weil es das einzige Mittel ist, um Dich von dieser schrecklichen Kaffeemaschine und dem Blechgeruch dieser Höhle zu erretten."

Trifels lachte herzlich darüber. „Wenn es nur das wäre!" rief er. „Aber glaube mir, Rudolph, ich habe nach reiflicher Ueberlegung gewählt."

„Wenn das der Fall ist," sagte der Regierungsrath, „worauf willst Du warten? Du bist unabhängig, stehst allein, hast keine Lust, Carriere zu machen, obwohl man es glauben konnte."

„Ich will nicht, ich habe es satt!" antwortete der Assessor. „Ich will leben" — er legte die Hand an seine Stirn — „ich konnte es nicht länger so ertragen. — Die Tage schleppen sich hin, man wird müde davon — darum habe ich mich der Liebe in die Arme geworfen und will aus ihren vollen Bechern trinken."

„Laß sie Dir bekommen und finde das Glück auf dem Grunde," erwiederte Wolters mit seinem Lächeln, das immer etwas Spöttisches hatte.

„Auf dem Grunde!" rief Trifels, und seine Augen blitzten. „Die Becher der Liebe haben keinen Grund. Man muß trinken und trinken, doch nie den Grund erreichen."

„Dann mußt Du nicht heirathen," sagte Wolters. „Wer so durstig ist, muß nie glauben, daß ein Becher ewig währen, nie leer werden kann. Ich gebe Dir jedoch zu," fuhr er fort, als er den Schatten bemerkte, der plötzlich wie ein Schleier auf das heitere Gesicht seines Vetters fiel, „daß Hedwig's Erscheinung so viel Zauberisches hat, um daran zu glauben. Man kann nichts Lieblicheres sehen, als dieses reizende Gesicht mit den beweglichen Augen, dem schelmischen Grübchen und den zehntausend Einfällen in jeder Minute. Langweilig wird Deine Ehe so leicht nicht werden. Sie wird Dich in Athem erhalten."

„Ich muß in Athem erhalten werden!" rief Trifels mit der alten Fröhlichkeit.

„Auch darin stimme ich Dir bei," fuhr Wolters fort. „Für ein sogenanntes stilles, häusliches Glück bist Du nicht geschaffen."

„Glaubst Du das auch?" fragte Trifels lebhaft.

„Du bist selbst viel zu unruhig, erregt, von Einfällen geplagt," fuhr der Vetter in seiner Weise lächelnd und den Pferdefuß drehend, fort, „und trotz Deiner liebenswürdigen, heiteren Gemüthlichkeit mit allerlei seltsamen Launen behaftet, die sich schon daran beweisen, daß Du seit Jahren in dieser Höhle wohnst und Deinen Kaffee selbst kochst. Was

wolltest Du mit einer stolzen, verwöhnten, capriciösen Dame in gesetztem Alter, mit vorgerückten Grundsätzen? Aber wenn es auch ein Wesen wäre, wie es sich die Herren Poeten als Urbild holder Weiblichkeit malen: geistvoll, wie sie es nennen, voll tiefer oder kühner Gedanken, voll hoher Empfindungen, kurz: gleichmäßig vollkommen an Seele, Herz und Körper, sie würde Dich unglücklich machen! Alles in der Welt, nur keine sentimentale oder ernsthafte, sogenannte denkende Frau! Eine denkende Frau ist eben so widerlich, wie ein denkender Schauspieler. Eingebildet auf ihre Weisheit und steifléderne Verständigkeit, will sie verehrt werden, anerkannt werden, selbstständig sein, die herrschende Stimme haben, und man hat tausend Rücksichten zu nehmen. Solch ein fröhliches, leichtes Püppchen ist eine ganz andere, angenehme Sache. Das kümmert sich um nichts, lebt sorglos in Tag hinein, lacht, küßt, liebt und ist selig vergnügt über jedes neue Kleid und jeden neuen Putz."

Trifels hatte still sinnend zugehört. „Du zeichnest den Wald, dessen Bäume Du kennst," antwortete er jetzt. „Bei Deinem leckeren, leichtfertigen Leben und Deinen intimen Bekanntschaften mit Sängerinnen und Tänzerinnen sind solche Anschauungen ganz in der Ordnung. Hedwig liebt mich von

ganzem Herzen, mit reiner, ganzer Seele, und davon verstehst Du nichts, Rudolph; Du weißt nicht, was das heißt, geliebt zu sein!"

Die Brillengläser des Regierungsrathes funkelten blendend, als er sich zurücklegte, um seinen Vetter besser anzusehen. Das blasse, schlaffe Gesicht wurde durch sein Lachen noch schärfer, und die arglistigen Falten vom Mundwinkel nach der Nase hinauf wurden noch tiefer. „Ich habe es in Deiner Weise allerdings noch nicht versucht," sagte er; „es kann jedoch sein, daß ich auch noch dazu gelange."

„Verliebe Dich, heirathe!" rief Trifels. „Vor lauter Liebschaften bist Du noch nicht zur Liebe gekommen. Auch Dein Leben muß, wie es jetzt ist, ein Ende nehmen."

„Ich befinde mich ganz wohl dabei," sagte Wolters. „Meine Dienstgeschäfte sind sehr angenehm, in zwei Stunden täglich ist alle Arbeit abgemacht, die übrige Zeit ist meinem Vergnügen gewidmet."

„Das heißt, Du machst Besuche bei Deinen schönen Freundinnen, verabredest Partieen, dinirst in bester Weise, verbringst die Zeit bis zum Theater mit anderen Vergnüglichkeiten, bis Abends ein Whist oder l'Hombre oder ein Stelldichein bei Bertini oder ein Club gleichgestimmter Seelen den Schluß macht.

Das nennst Du Leben. Ich könnte es nicht eine Woche aushalten, ohne dabei zu Grunde zu gehen."

„Jeder Narr trägt seine eigene Kappe," lachte der Regierungsrath, „und jedem gefällt die seine am besten."

„Um aber aus dem Scherz zum Ernst zu kommen, mein theurer Rudolph," fuhr Trifels fort, „so muß ich Dir einige Eröffnungen machen, die jedoch unseren gegenseitigen guten Humor nicht beeinträchtigen dürfen. Ich habe vor einigen Tagen wieder ein paar Wechsel bezahlt, die Du so freundlich warst, auf mich auszustellen. Ich habe dies immer sehr gern gethan, und so viel ich kann, soll es auch fernerhin geschehen. Indeß, da ich bisher sehr wenig für mich gebrauchte, künftig aber weit mehr gebrauchen werde, so will ich Dich bitten . . ."

„Kein Wort mehr davon, Du hast genug gesagt!" fiel Wolters ein.

„Nicht doch!" sagte Trifels; „ich bin kein Crösus, allein ich wiederhole es, gern werde ich zu Deinen Diensten sein, nur nicht mehr in der bisherigen Weise. — Darum," fuhr er fort, indem er sein offenes schönes Gesicht aufhob und lächelnd Wolter's Hand drückte, „darum mußt Du meinem Beispiele folgen, Rudolph, und wenn Du eine kluge, verständige

Frau für mich nicht anwendbar hältst, so wünsche ich Dir dafür eine solche, die Dich curirt und Dir solche Verehrung und Anbetung beibringt, daß der ganze alte Adam von Dir abfällt und ein häuslicher, stiller, liebenswürdiger Eheherr übrig bleibt. — —"

Hier wurden die beiden Verwandten durch ein rasches Klopfen an der Thür unterbrochen, die gleich darauf von Herrn Niedlich geöffnet wurde, der hastig hereintrat und sogleich sich an Eduard von Trifels wandte. „Ich muß Sie sprechen, Herr von Trifels," sagte er, „verzeihen Sie, daß ich störe, aber es giebt Dinge in der Welt, die schrecklich und fürchterlich zugleich sind und welche man nicht geduldig ertragen kann, weil sie unerklärlich scheinen."

Trifels blickte den Agenten verwundert an, der sehr aufgeregt war und gegen seine Gewohnheit ernsthaft und ängstlich aussah. „Was ist denn geschehen!" fragte er mit der Ahnung eines Unglücks.

„Haben Sie nichts bemerkt?" erwiederte Herr Niedlich.

„Bemerkt? Nein! — Wo?"

„Sie haben nichts bemerkt? Hier im Hause. Keinen Lärm, nichts? Ist der Doctor hier gewesen?"

„Ich bin spät nach Hause gekommen," sagte Trifels. „Sollte Jemand erkrankt sein?"

„Erkrankt!“ schrie Herr Niedlich, indem er seltsam seine langen Kinnbacken zurückzog. „Wenn's blos eine Krankheit wäre, ein Nervenfieber, eine einfache Gehirnentzündung — aber es ist mehr, es ist fürchterlich!“

„Mein Gott!“ rief Trifels, „was ist es denn?“

„Hier!“ sagte Herr Niedlich mit dumpfer Stimme, indem er auf seine Stirn tippte. „Rein toll!“

„Wer denn? Sie?!“ erwiederte der Assessor, der im Augenblick nicht wußte, ob Herr Niedlich nicht wirklich den Verstand verloren hatte.

„Ich? Spaß! ich weiß immer, was ich thue,“ antwortete der Agent, indem er sich stolz aufrichtete. „Aber der Alte unten, Papa Hartmann, er ist gestern Abends plötzlich verrückt geworden.“

Trifels fuhr erschrocken auf. „Das kann ich nicht glauben,“ sagte er.

„Sie werden es schon sehen!“ beteuerte Herr Niedlich. „Der Himmel bewahre Sie davor, daß Sie den Anblick haben, wie ich gestern Abends! Einen Kopf wie Feuer, Augen wie glühende Kohlen, wie ein Drache sah er aus, der alles zerreißen will, was in seine Nähe kommt.“

„Und Sie?“ fragte der Assessor, „was thaten Sie?“

„Nichts!“ schrie Herr Niedlich, „das war es ja,

eben! Wie aus heiterem Himmel kam es plötzlich über ihn; ich glaube, er ist verrückt geworden, weil er sein Glück nicht fassen konnte. Mitten im lustigsten Gespräch sprang er auf, faßte mich beim Arm — ich kann den Arm noch nicht rühren — zur Thür hinaus mit mir, Hut und Rock hinter her — mein neuer englischer Rock mitten auf die Gasse geworfen, gebrüllt wie ein Thier: Hier giebt's weiter nichts zu holen! und baff! den Riegel vor. Ich war außer mir, aber solch Wahnsinniger hat eine fürchterliche Stärke."

„Sonderbar!" sagte Trifels; „als ich mit seiner Tochter nach Hause kam, hat er uns die Thür aufgemacht, doch keine Spur von Zorn oder Aerger war zu bemerken. Im Gegentheil, er schien mir heiterer als gewöhnlich gestimmt."

„So!" antwortete Herr Niedlich nachdenkend, indem er an sein langes Kinn griff. „Dann ist sein Anfall vorüber gewesen."

„Sie thäten am besten" rieth der Assessor, „wenn Sie selbst einmal nachfragten."

„Um keinen Preis!" schrie Herr Niedlich schaudernd; „ich habe den Anblick einmal erlebt und bin zufrieden. Sie, bester Herr von Trifels, Sie müssen helfen. Ziehen Sie Erkundigungen ein, fragen Sie

die Mama, wie es steht, oder fragen Sie ihn selbst, ob er jetzt wieder bei Verstand ist und was ihm eigentlich gefehlt hat. Ich begreife es nicht, aber es war schrecklich. Begreif's, wer kann! sagt Göthe, dieser alte Papa würde aber auch von Wallenstein nicht begriffen worden sein."

Trifels fühlte sich beruhigt und erheitert. Er glaubte Alles begriffen zu haben, versprach jedoch, nähere Erkundigungen einzuziehen und Niedlich so bald wie möglich deren Ergebniß mitzutheilen. — Der Regierungsrath hatte sich gar nicht in diese Angelegenheit gemischt. Er saß in der Sopha-Ecke, kaute das Stöckchen zwischen seinen Lippen und blieb so gleichgiltig, daß er ein Buch vom Tische nahm und darin blätterte, ohne den Agenten auch nur eines Blickes zu würdigen. Herr Niedlich hatte dies alles sehr wohl bemerkt, und trotz der gräßlichen Dinge, die seinen Kopf füllten, war er im Stillen entrüstet über den Hochmuth des Regierungsrathes, der ihn wie einen Wildfremden behandelte; allein seine Pfiffigkeit verließ ihn doch nicht so weit, um irgend einen Ausfall zu machen, und als er sich empfahl und Herr von Wolters sich nach ihm umwandte und leise lächelnd nickte, kam ihm die Ueberzeugung, der Regierungsrath handle mit Absicht

so, weil sein Vetter nichts von dem gestrigen Abend bei Bertini wissen solle.

Herr Niedlich war jedoch kaum fort und Trifels machte die Thür hinter ihm zu, als Wolters heftig, aber unhörbar lachte; dabei stand er auf und nahm seinen Hut. „Dieser Dummkopf!" sagte er, als er sah, daß sein Vetter nicht weniger belustigt war als er selbst. „Er ist zum Hause hinaus geworfen worden, kann aber trotz seiner blauen Arme den Vorgang nicht begreifen."

„Die Sache ist ganz einfach," erwiederte Trifels. „Er ist im Verständniß mit der hübschen Marie, der Vater ist dagegen. Wahrscheinlich hat er gestern Abend dem Alten seine Wünsche eröffnet, der ihm die sinnverwirrende Antwort gegeben hat."

„Sie hat mit diesem Affen ein Verhältniß und will ihn heirathen?" fragte Wolters.

„Sie ist eitel," erwiederte Trifels, „und die Mutter begünstigt ihn."

„Ich glaube es nicht," sagte Wolters. „Sie wird Euch alle überraschen; der alte Blechschmied wird vielleicht wirklich toll über den Glanz, den sie in seine Hütte bringt."

„Wie meinst Du das?" fragte Trifels.

„Ich meine," antwortete der Regierungsrath,

„daß diese kleine Hexe zehn Mal schlauer ist, als alle ihre Freunde, und daß sie eine eben so kluge Wahl treffen wird, wie Du. Ich will Dich nicht länger aufhalten."

„Denke an meinen Rath," sagte Trifels, in seine Hand schlagend.

„Schaffe mir eine reiche Frau," antwortete Wolters, „so will ich ihn befolgen."

„Um Geld allein also?"

„Anders verkaufe ich mich nicht."

„Verkaufen pfui!"

„Jede Heirath ist ein Kauf und Verkauf," erwiederte Wolters. „Der Eine verhandelt um Dieses, der Andere um Jenes seine Selbstständigkeit, ich thu's allein um Geld."

Ein verächtlicher Blick begleitete das Gelächter, das Trifels anstimmte. „Du mußt Dich in die Zeitungen setzen lassen," sagte er.

„Das hast Du freilich nicht nöthig," war die Antwort seines Vetters. „Du machst den Versuch, ein behagliches Leben zu gewinnen, in etwas kostspieliger Weise. Du willst also reisen. Und dann? — man kann doch nicht immer reisen."

„Ich werde im Herbst zurückkehren, im Winter hier leben."

„Und womit wirst Du Dich beschäftigen?“

„Mit mir selbst, mit meinem Glück, mit allen Musen, allen Freunden der Gesellschaft!“

„Das sind schöne Aussichten,“ erwiederte Wolters, „Du thust jedoch ganz Recht daran. Man sage nicht, diese Freuden sind schaal, sind Tand, sind Spielerei, die ein ernster Mann bald bis zum Ekel satt hat. Ich denke, wir wissen beide, daß ernste, edle Männer mit aller ihrer Arbeit, Rechtschaffenheit und strenger Tugend sich nicht vor ihrem Trübsinn zu retten vermochten. Also hinein mit Dir in das volle Leben, hinein ins Puppenspiel und laß die Püppchen tanzen! Dabei kommst Du ganz sicher doch zuletzt auf meinen Standpunkt und wirfst Dich in meine Arme.“

„Niemals!“ rief Trifels.

„Doch,“ sagte Wolters, „es ist das Letzte, was Dir übrig bleibt.“

Sie schieden beide unter Scherz und Lachen, dann kehrte Trifels zurück und setzte sich in die Sopha-Ecke, wo sein Vetter gesessen hatte. Vor sich hinschauend, veränderte sich sein Gesicht. Der frohe Ausdruck darin starb wie Sonnenschein, der Gewitterschwärze Platz macht. Die markigen, stolzen Züge fielen zusammen, der Glanz seiner Augen erlosch,

endlich deckte er beide Hände über seine Stirn, um mehrere Minuten lang todtenstill und starr zu sitzen.

„Wenn er Recht hätte,“ murmelte er, „wenn es so wäre! Nichts als Puppenspiel, und satt bis zum Ekel! — Hedwig! —“ Der Name schien ihn elektrisch zu durchblitzen. Seine Augen belebten sich wieder, sein Lächeln kehrte zurück. Das Blut drängte sich in seine bleichen Wangen; er warf den Kopf mit Kraft zurück, als wollte er einem Feinde Trotz bieten. „Nein!“ rief er aufschreiend, „es ist nicht Lüge, nicht Selbsttäuschung, nie werde ich es bereuen! Wie gut sie ist, wie schön, wie lieb! Sie wird kein Püppchen, kein Spielwerk sein, Ihre Liebe wird mir dauerndes, versöhnendes Glück geben!“

Er kleidete sich an, um zu ihr zu eilen, die ihn gewiß längst erwartete; als er jedoch in dem Hausflur stand, fiel ihm ein, was er dem Agenten versprochen hatte. Es war Niemand in der Wohnstube als Marie, die vor dem Spiegel stand, und ihr Haar ordnete, wobei sie leise sprach und lachte. Trifels beobachtete sie einige Augenblicke, ehe er bemerkt wurde; es kam ihm vor, als studire das junge Mädchen sich Mienen und Gesichter ein.

Als er ihr einen guten Morgen wünschte, drehte sie sich eben zu ihm um und erwiederte seinen Gruß,

doch nicht so vertraulich wie früher, sondern mit einer gewissen Befangenheit, die sich bald jedoch in gemessener Würde verlor.

„Sie befinden Sich wohl, Fräulein Marie?" fragte er.

„Sehr wohl, Herr von Trifels."

„Sie gewöhnen Sich leicht an die Unbequemlichkeiten der Gesellschaft."

Marie schlug die Augen nieder, verbeugte sich ein wenig mit dem Anstande einer Dame, und hob den Kopf dann lächelnd wieder auf. „Ich finde," sagte sie, „daß sich diese Unbequemlichkeiten sehr leicht ertragen lassen."

„Wenn man so viel Talent dazu besitzt, wie Sie," erwiederte er.

„Sehr verbunden, Herr von Trifels," lächelte sie, sich fein und anstandsvoll verbeugend.

„Ihr Vater ist doch nicht krank?" begann Trifels von Neuem.

„Gewiß nicht. Er ist sehr munter und vergnügt."

„Das freut mich. Herr Niedlich war gestern Abend bei ihm?"

Mit vielem Anstande, aber schelmisch blickend, sagte sie: „Ja."

„Also wissen Sie davon?" fragte er.

„Meine Mutter hat mir davon erzählt. Es muß höchst drollig gewesen sein."

„Drollig nennen Sie es?"

„Ich wüßte nicht, wie ich's anders nennen sollte."

„Nun!" rief er beruhigt, „wenn Sie es für drollig erklären, so sehe ich nicht ein, weshalb ich es ernsthaft finden soll. Leben Sie wohl, Fräulein Marie."

„Ihre Dienerin, Herr von Trifels." — Sie lächelte ganz mit demselben Gesichte, das sie sich im Spiegel eingeübt hatte, sehr lieblich, sehr bescheiden, die kleinen, spitzen Zähne zeigend und die feurigen Augen mit den schwarzen Wimpern senkend und aufschlagend, wie ein Vorhang aufgezogen wird, um ein brillantes Feuerwerk abzubrennen.

Trifels war erstaunt darüber. „Sonderbar," sagte er, als er die Thür zumachte, „was ein Mädchen in kurzer Zeit lernen kann! Wie in der guten Gesellschaft auf Draht gezogen und auf Liebenswürdigkeit dressirt, spielt sie ihre Rolle mit Einsicht. Sie ist wirklich ein Talent, aber, ach, armer Reinhold!"

Er sah durch das Glasfenster, das seitwärts nach der Hofseite in eine Kammer schauen ließ, neben welcher die große Werkstätte lag, und sein Blick heftete sich mitleidig auf Reinhold, der in seinen

Arbeitskleidern vor einem Amboß saß und mit dem Hammer in der Hand ein Stück Metall formte. Neben ihm lagen Feilen, Cirkel, Meißel, Schnitzmesser und andere Instrumente, die er abwechselnd brauchte; er selbst aber war so vertieft in seine Arbeit, daß er die Nähe des jungen Edelmannes, der so viel Wohlwollen für ihn empfand, nicht gewahr wurde. Der mächtige Kopf war vornüber gebeugt, die Augen mit aller Schärfe auf sein Werk und auf eine Zeichnung gerichtet, welche er mit einer Nadel an der Wand befestigt hatte. Der denkende Ernst auf seiner Stirn wurde zuweilen von dem Ausdruck der Zufriedenheit verjagt, welcher sein Gesicht überstrahlte.

Endlich öffnete Trifels die schmale Thür neben dem Glasfenster und trat zu ihm hinein. „Sie müssen Sich nicht stören lassen, Reinhold," sagte er, „ich will nur einen Augenblick sehen, was Sie treiben und wie es Ihnen geht."

„Es geht mir gut, lieber Herr von Trifels," antwortete der Arbeiter freundlich; „ich mache hier einige Blumen, die nach Amerika gehen sollen. Ein Amerikaner ist bei uns gewesen, die Blumen sollen eine Probe sein, welche er mitnehmen will, da er mich nicht mitbekommen kann."

„Er wollte Sie mitnehmen?"

„Ja, er hat mir ein schönes Anerbieten gemacht."

„Sie wollten nicht?"

„Nein," sagte Reinhold, „ich kann nicht."

„Sie haben also noch Hoffnungen, lieber Reinhold?" fragte Trifels leiser.

Die Stirn des Arbeiters wurde roth, das sanfte Lächeln, das ihm so wohl stand, schwebte um seine Lippen, aber die Worte, welche er sprach, und der Schmerz, der sich dabei in seinen Augen ausdrückte, erweckten die ganze Theilnahme seines vornehmen Freundes. „Mit meinen Hoffnungen ist es vorbei," sagte er in seiner sanften Weise.

Trifels schwieg ein Weilchen. Er unterdrückte den Gedanken, der sich auf seine Lippen drängte. „Ihre Hoffnungen können aber wieder aufwachen und sich erfüllen," antwortete er dann.

„Niemals!" erwiederte Reinhold. „Niemals!" setzte er, seine Arbeit ergreifend, hinzu: „Es ist Alles vorbei!"

„Wenn Sie das so gewiß wissen," begann der Freund abermals — „allein Sie können es nicht gewiß wissen."

„O, doch!" erwiederte Reinhold, den Hammer an seine Brust legend, „ich weiß es. Hier sitzt es, ich fühle es alle Zeit, und meine Augen sagen es mir,

mein Kopf! — Nein!“ fügte er tief athmend hinzu, „es muß getragen sein und soll so sein. Wir müssen uns alle darein finden, lieber Herr von Trifels, wenn es uns nicht so geht, wie wir denken.“

„Wenn Sie so bestimmt davon überzeugt sind,“ sagte Trifels, „so weiß ich nicht, warum Sie das vortheilhafte Anerbieten des Amerikaners nicht angenommen haben.“

Reinhold blickte vor sich nieder. „Es ging nicht an,“ erwiederte er. „Der Meister braucht mich, er kann eben jetzt nicht ohne mich seine Arbeiten ausführen. Er ist alt, hat mir viel Gutes gethan, liebt mich wie einen Sohn, und dann . . . . dann . . . .“

„Was noch?“ fragte Trifels.

„Es könnte wohl sein, daß, wenn ich gehen wollte, daß der Vetter — er ist brav, in jedem Haar aber von heftiger Gemüthsart — es könnte wohl sein, daß er dann noch zorniger würde und Marie...“

Er schüttelte den Kopf und schwieg. — „Sie haben Recht, lieber Reinhold, Sie haben Recht!“ rief Trifels bewegt, „wie aber wollen Sie es überwinden?“

„Ich werde arbeiten,“ sagte Reinhold, seine blauen Augen aufschlagend, „doppelt und dreifach will ich arbeiten, das thut’s! Ja, lieber Herr, es giebt kein

anderes Mittel in der Welt, wenn es uns das Herz ausreißen und den Kopf umdrehen möchte, als die Arbeit."

Und als wollte er für die Wahrheit seiner Bekenntnisse den Beweis liefern, nahm er das Stück Metall wieder in seine Hand, setzte sich auf den Schemel und fing an zu hämmern und seine Gedanken in seine Arbeit zu versenken.

Trifels stand noch einige Minuten neben ihm. Er dachte an seinen Vetter und dessen Mittel, das Puppenspiel zu verachten und jeden Lebensschmerz zu beseitigen, und an das einzige Mittel dieses armen Knaben, der damit seinen Frieden gewinnen wollte. Endlich aber fiel sein eigenes Denken und Trachten wieder auf ihn, und leise legte er seine Hand auf Reinhold's Schulter, nickte ihm zu und entfernte sich.

Zweites Capitel.

Fräulein Emma hatte die große Wohnung wieder in Ordnung und Glanz gebracht, alle Spuren, welche eine Gesellschaft zu hinterlassen pflegt, waren daraus verschwunden, und eben saß sie an dem Schreibtisch, um ihre Rechnungen zu ordnen, als der Präsident hereintrat. — „Lassen Sie Sich nicht stören, Täntchen," sagte er, „ich komme nur mit heran, um Ihnen vielen Dank für Ihre großen Mühen zu sagen. Sie werden froh sein, wenn Alles vorüber ist, und offen gesagt, ich bin es auch. Künftig denke ich, soll mein Haus mehr häuslich sein. Kleine Kreise, nach dem Ausspruche des alten Horaz, der die Sache verstand, nicht mehr Gäste am Tische, als es Musen giebt, das sind die wahren Freuden der Gesellschaft."

„Hier sind die Rechnungen,“ erwiederte Emma. „Es hat viel gekostet.“

Der Präsident hatte sich gesetzt, er beachtete die Rechnungen nicht. „Wenn man älter wird,“ fuhr er fort, „wird man bequemer und sehnt sich nach stilleren Festen und Genüssen.“

„Das Familienleben ist immer das schönste,“ antwortete sie.

„Das Familienleben, eine schöne Häuslichkeit sind die Schätze unseres menschlichen Daseins, und wer sie gekannt und besessen hat, der behält die Sehnsucht darnach bis an sein Ende.“

Fräulein Emma wandte den Kopf ein wenig seitwärts nach ihm hin; Herr von Landau hatte die Ellbogen auf die Stuhllehnen gestützt, die Hände verschränkt, so ließ er seine Daumen um einander rollen. — „Leider,“ sagte er, „ist mir dieses Familienglück zerstört worden, ehe ich es dachte, und viel hat es mich gekostet, mich an Einsamkeit zu gewöhnen. — Ich meine die innere Einsamkeit oder Vereinsamung,“ fügte er hinzu, „die uns oft antreibt, äußere Lust und Zerstreuungen aufzusuchen. Kein Mensch, mein liebes Täntchen, weiß, wie es in der Brust des anderen aussieht, was Maske und was Wahrheit ist, und von denen wir glauben, daß sie aus lauter Lust

und Jubel bestehen, die tragen oft in ihrem Busen einen schwarzen Wurm, der um ihr Herz kriecht, wenn Niemand sie sieht."

Die Wirthschafts-Führerin legte die Feder fort und blickte nachdenkend ihn an.

„Was Trifels betrifft," sagte der Präsident . . .

„Glauben Sie, daß er auch einen solchen Wurm in sich trägt?" fiel sie ein.

„Das wollte ich nicht sagen," erwiederte er. „Trifels ist zu jung für solches Weh, zudem von so glücklichem, gleichmäßigem Temperament, und mit so vielem Lebensmuth und kräftiger Gesundheit ausgestattet, daß er von allen Seiten gesichert ist. Ich wollte nur sagen, er nimmt mir jetzt den besten Theil der Habe, die mir geblieben; meine Vereinsamung wird also noch empfindlicher werden."

„Sie haben noch zwei Töchter," antwortete Emma, als er schwieg.

Es trat eine Pause ein. Fräulein Emma sah in ihre Wirthschafts-Bücher. — „Wenn Jemanden sein Haus abbrennt," begann der Präsident, „so baut er es wieder auf, er müßte denn unvermögend dazu sein. — Was meinen Sie, Täntchen, soll ich mein Haus in Trümmern liegen lassen?"

„Das soll Niemand," sagte sie.

Er rückte ihr näher und sah sich um. „Sie sind mir eine treue Stütze und Freundin gewesen," fuhr er fort. „Sie glauben also nicht, daß es zu spät ist?"

„Es ist niemals und für Niemand zu spät, Gutes zu wollen und Gutes zu thun," antwortete sie.

Er legte seine Hand mit leisem Druck auf ihren Arm, der trotz seiner Stärke und Festigkeit merklich zitterte; denn ein verwirrtes, sonderbares Gefühl preßte ihre Brust zusammen, als sie in seine Augen blickte, vor deren eigenthümlichem Leuchten sie die ihren kaum festhalten konnte. „Ich will Gutes thun, sowohl mir, wie Ihnen und Anderen," sagte er, „obwohl der Begriff ein sehr schwankender und ungewisser ist. Was mir gut thut, scheint Anderen vielleicht nicht gut gethan. Darüber hat also Jeder mit sich selbst zu rechten, ich frage nichts darnach. Sie aber, liebe Emma, möchte ich dafür gewinnen; daher ist es mir lieb, daß Sie meiner Meinung sind, ich werde mich Ihnen näher erklären."

„Herr Präsident," erwiederte sie, ihre Hand zurückziehend, „ich ehre Ihr Vertrauen und bin Ihnen treu ergeben, aber bedenken Sie wohl, was Sie thun wollen. Es giebt Fälle, in denen man zunächst sich

selbst volle Gewißheit verschafft haben muß, ehe man sich — einem Anderen erklärt."

Herr von Landau lehnte sich lächelnd in den Stuhl zurück, er betrachtete seine Wirthschafts-Führerin einige Augenblicke aufmerksam. Ihr starkes Gesicht war röther als sonst. Unruhe schien sie zu erfüllen, und in den kleinen Falten auf ihrer Stirn zuckte es hin und her, als suchte sie nach Entschlossenheit.

„Sagen Sie mir aufrichtig, Täntchen," fragte er, nachdem er dies beobachtet hatte, „würden Sie Sich verheirathen?"

„Nein!" erwiederte sie hastig.

„Nicht? Wie alt sind Sie denn?"

„Volle achtundzwanzig Jahre."

„Und Sie wollen nicht heirathen?" fragte der Präsident in ungläubigem und spöttischem Tone.

Fräulein Emma richtete sich energisch auf. „Das will ich nicht behaupten," sagte sie. „Ich werde jedoch niemals einen Mann nehmen, der nicht für mich paßt."

„Versteht sich," erwiederte er, „ein wohlhabender, anständiger Mann muß es sein."

„Einen Mann, den ich achte und der meine

Zuneigung besitzt; dessen Verhältnisse zu den meinen passen," fiel sie ein.

„So!" sagte der Präsident, „es muß also Alles passen, sonst nicht."

„Sonst gewiß nicht," erwiederte sie, indem sie aufstand und sich lächelnd verbeugte; denn sie hatte ihre ganze Entschlossenheit wieder erlangt.

„Bleiben Sie noch einen Augenblick," sagte Herr Landau. „Ich habe Ihnen gestern einen unerwarteten Gast zugeführt, über den wir noch nicht gesprochen haben: Fräulein Marie Hartmann, was sagen Sie dazu, Täntchen?"

„Was soll ich dazu sagen?"

„Ich meine, wie gefällt sie Ihnen?"

„Ich bewundere das junge Mädchen, das in so fremden Verhältnissen sich so leicht bewegt."

„Sehr bewunderungswerth, Sie haben Recht!" rief der Präsident. „So einfach erzogen, so häuslich und wirthschaftlich und dabei so fein, verständlich und schicklich. Was sagt Hedwig von ihr?"

„Wir haben bisher sehr wenig darüber gesprochen."

Er dachte ein wenig nach, erhob sich dann von seinem Platze und nahm nochmals Fräulein Emma's Hand: „Hören Sie, Täntchen," begann er, „Sie sind klug, und mit Ihnen darf man nicht lang und breit

unterhandeln. Es wäre mir lieb, wenn Hedwig sich mit Marie recht innig befreundete, wenn die beiden Mädchen Freundschaft schlössen. Sie vermögen Alles bei Hedwig, bewerkstelligen Sie das also, Hedwig soll ihr einen Besuch machen, sie dabei einladen, mit herüberbringen. Und nehmen Sie Sich auch ihrer an. Das arme Kind ist so schüchtern, furchtsam; machen Sie ihm Muth. Das thun Sie, Täntchen, hören Sie wohl. Sie können denken, daß ich es sehr lebhaft wünsche . . . und nun mache ich mich davon, denn wenn ich nicht irre, hörte ich Hedwig's Stimme. Schweigen Sie über Alles; was den in allen Stücken passenden Mann betrifft — so lassen Sie mich sorgen."

Fräulein Emma blieb gedankenvoll vor ihren Wirthschaftsbüchern stehen. Sie heftete ihre Augen auf die Zahlen, aber sie dachte an andere Dinge. So stand sie noch, als Hedwig herein sprang und ihr um den Hals fiel. „Böses Täntchen!" rief sie, „warum hast Du mich nicht früher geweckt? Ich hätte Dir wahrhaftig gern geholfen, denn Deine Ermahnungen über meine Pflichten als junge Hausfrau haben mir Gewissensbisse gemacht."

„Es wäre gar kein Schaden," sagte Emma,

„wenn Du zu einigem Nachdenken kämst und etwas ernsthafter würdest."

„Da haben wir es, da haben wir es!" lachte Hedwig, ihre Hände ringend. „Aber, Täntchen, Täntchen! was soll ich mit allem Nachdenken thun, wo soll ich es lassen? Eduard will nichts davon wissen, er kann die ernsthaften Gesichter nicht leiden, und was ein Bräutigam verlangt, muß man doch erfüllen! Wenn es das nicht wäre, würde ich auf der Stelle fürchterlich ernsthaft und bedächtig werden."

So trieb sie ihre Possen eine Zeit lang fort, und das Fest vom letzten Abend gab ihr Stoff zu immer neuer guter Laune. Es gehörte nicht viel dazu, um das Gespräch auch bald auf Marie zu bringen. Bei diesem Namen aber wurde Hedwig wirklich ernsthaft und unverstellt unmuthig. — „Ich muß gestehen," sagte sie, „daß ich von dieser fatalen Person mit Willen nicht gesprochen habe; aber ich begreife so wenig als Trifels, der früher doch so viel Gefallen an ihr gefunden haben soll, wie mein Vater dazu kommt, sie immer wieder einzuladen. Er meint, man müsse dankbar für ihre Gefälligkeit sein. Ich glaube, Täntchen, daß ich wirklich einen dummen Streich machte, als ich mit Niedlich mich verbündete, um sie hieher zu bringen."

„So straft sich das Unrechte,“ sagte Emma; „aber was hast Du gegen sie? Ich glaube doch, daß sie Dir keine Gelegenheit gegeben hat, Dich zu erzürnen.“

„Ich mag sie nicht leiden,“ erwiederte Hedwig. „Es kommt mir vor, als wäre Alles falsch und gemacht an ihr.“

„Sie ist bescheiden und freundlich,“ fiel die Vertraute ein.

„Sie heuchelt!“ rief die Braut dazwischen, „glaube mir, sie heuchelt! Es ist mir, als könnte ich bis in ihr Herz hinein sehen und dort erkennen daß sie mich haßt. Ich hasse sie auch!“ fuhr sie noch lebhafter fort, „sie ist mir widerwärtig! Wäre sie gut, so würde ich dieses Gefühl nicht haben, aber — kurz Täntchen, ich kann Dir keine Rechenschaft geben — nur begreife ich nicht, wie man dieses Augenverdrehen und Gefallenwollen liebenswürdig finden kann.“

Emma schwieg, sie hielt es nicht für rathsam, jetzt mitzutheilen, was der Präsident von ihr wünschte; allein sie sagte nach kurzem Bedenken: „Dein Vater ist anderer Meinung, er hat hier zu bestimmen.“

„Mein Vater ist für sein Alter noch sehr galant,“ antwortete Hedwig, spöttisch lachend.

„Er ist noch stattlich und rüstig,“ erwiederte Emma.

„Er macht noch Eroberungen, der liebe Papa,“ fuhr die Braut fort.

„Es könnte daher wohl sein . . .“ sagte Fräulein Emma.

„Was könnte sein?“ fragte Hedwig hastig, als sie schwieg.

„Daß er an eine ernstliche Eroberung — ich meine, an eine Heirath dächte.“

Hedwig schlug in beide Hände und sprang hoch auf, indem sie das lustigste Gelächter anstimmte. „Täntchen, Täntchen!“ rief sie dabei, „bist Du rasend? Mein Vater heirathen, ich eine Stiefmutter bekommen? Wie köstlich, wie erfreulich, wie lächerlich und undenkbar!“

„Warum denn undenkbar?“ fragte Emma.

„Mein Vater ist ja alt! Sein Haar ist allerdings braun, ein allerliebster Haarbusch, aber er leidet an der Gicht, seine Arme und Beine sind beständig in Flanell gewickelt.“

„Glaubst Du denn nicht,“ fragte Fräulein Emma sehr bestimmt, „daß der Präsident von Landau trotz seiner Perrücke und trotz der Gicht noch mehr als Eine junge und schöne Frau bekommen könnte? Im Uebrigen,“ fuhr sie fort, „ist es auch nicht so arg. Dein Vater sieht wirklich noch gut aus, und seine

seinen Sitten, viele gefällige Vorzüge machen ihn liebenswürdiger, als manche junge Männer sind."

Hedwig war stiller geworden, sie hörte aufmerksam zu. „Sprichst Du denn wirklich im Ernst?" fragte sie.

„Ich spreche, wie ich es mir denke," lautete die Antwort. „Dein Vater verliert Dich und Deinen belebenden Umgang, möglich wohl, daß er sich nach Ersatz für seine Häuslichkeit sehnt."

„Täntchen!" schrie Hedwig plötzlich auf, „jetzt weiß ich's! Es geht etwas vor — ich habe mich schon darüber gewundert — der Papa kommt zu Dir, spricht heimlich mit Dir. Du bist es, Du, Herzens Täntchen, Du sollst meine Mama werden!"

Mit diesen Worten fiel sie der Freundin um den Hals und erstickte deren Widersprüche mit ihren Küssen und Liebesworten. „Du bist die Einzige, die ich mir gern gefallen lasse!" rief sie. „Der arme Papa, o, er hat Recht! er kann nichts Gescheidteres thun; man muß Dich ja lieben, wenn man Dich kennt."

„Du bist im Irrthum," sagte Emma, als es ihr endlich gelang, das Wort zu nehmen. „Du bist wirklich im Irrthum."

„Nein, thue mir den Gefallen und heirathe

ihn!" rief Hedwig mit einem neuen ungestümen Anfall: „Du mußt es thun!"

„Aber, Du thörichtes Mädchen!" antwortete Fräulein Emma sich losmachend, „wir sprechen von Möglichkeiten, von weiter nichts. Dein Vater denkt nicht an mich, und ich . . ."

„Du denkst an ihn, Du sollst an ihn denken! Ich will mit Trifels sprechen, er wird ganz meiner Meinung sein."

„Ich hoffe, daß es Dein Scherz ist," sagte Emma zürnend.

„Mein Ernst ist es, ich bin begeistert von dem Gedanken! Ich kann mir nichts Schöneres denken, als Dich meine liebste Mama zu nennen und zu lieben. Es paßt sich ja auch Alles gut. Du stehst allein, lebst im gesetzten Alter, bist immer kaltblütig, immer verständig, leidest nie an Herzklopfen, nie an schwärmerischen Gefühlen und hast keinen Geliebten, der sich todt schösse, wenn Du ihm untreu würdest."

„Meine liebe Hedwig," antwortete die Wirthschafts-Vorsteherin sehr ernsthaft, „höre mich an. Ich danke Dir für Deine Liebe, die mir auch jetzt einen so schönen Beweis ihrer Stärke giebt, aber ich bitte Dich, laß kein Wort weiter laut werden. Dein Vater ist mein Beschützer, mein Freund. Ich bin arm,

stehe allein, bin weder jung noch schön, noch einnehmend, und mein Herz —" sie legte die Hand darauf und lächelte — „ist still und ruhig; dennoch aber selbst, wenn Dein Vater mich so hoch ehren wollte, wie Du meinst, würde ich niemals darein willigen. — Ich höre Jemanden draußen," fuhr sie fort, ohne Hedwig's Erstaunen zu beachten. „Es wird Trifels sein, ich will nachsehen."

Mit diesen Worten entfernte sie sich, um die Unterredung abzubrechen.

„Was will sie denn?" fragte sich Hedwig, den Kopf schüttelnd. „Wie mich der Gedanke ergriffen hat! Heirathen! Es ist närrisch genug von ihm, es lief mir wie Eis durch alle Glieder. Wenn es aber sein soll, ist sie die Einzige, die ich möchte, und warum sollte sie es nicht thun? Sie hätte doch wirklich nur von Glück zu sagen."

Emma trat wieder herein und hielt in der Hand ein versiegeltes Päckchen. „Das ist abgegeben worden," sagte sie, „ich habe dem Boten versichern müssen, es sogleich Dir selbst zu überbringen."

„Von Trifels ein Geschenk!" rief Hedwig, hastig darnach fassend. „Täntchen, wenn man verlobt ist, regnet es Geschenke!" — Sie riß den Umschlag herunter, ein Buch, fein gebunden mit Goldschnitt lag

darin. Eine Attrape!" schrie sie auf — „nein, wirklich ein Buch," fügte sie hinzu, indem sie es aufschlug. Plötzlich aber verwandelte sich der mißmuthige Zug in ihrem hübschen Gesicht in einen überaus lustigen, und ihr Gelächter klang wie Spott. „Gedichte!" rief sie, „und von wem? Da sieh, da steht es: ‚Vergißmeinnicht! ein Liederstrauß, gewunden von Andreas Herzberg.' Er schickt mir seine Gedichte, was kann ich mehr verlangen! Und was ist das? Eine Widmung, eine poetische Huldigung. Allerliebst!"

Ein Blatt fiel auf den Boden, sie bückte sich, hob es auf und sah hinein. „Er besingt mich!" rief sie, von Neuem laut lachend, „und redet mich nach dem Vorrechte der Poeten mit Du an." ‚Du, die in meinen Träumen mir erschienen, Wie eine Heil'ge, die sich liebend neigte! Laß knieend mich um Deine Palmen dienen, Um Deinen Himmel, der sein Glück mir zeigte.' — Hier schwieg die Braut, aber indem ihre Augen weiter über das Blatt irrten, wurde ihr Gesicht röther, und ihr Mund preßte sich zusammen, bis sie mit ausbrechendem Hohne das Blatt von sich schleuderte und dabei ausrief: „Das ist wahrhaft unverschämt! Dieser Narr! Sind denn alle Menschen toll geworden? Wie kann er sich dergleichen unter-

stehen?!" — Sie stampfte mit dem kleinen Fuß auf und ballte die Hände vor Zorn.

Fräulein Emma hatte das Papier aufgenommen und war mit Lesen beschäftigt, als Trifels die Thür aufmachte und jene zürnenden Worte hörte. „Wer ist toll und unverschämt?" fragte er.

Emma legte das Papier zusammen, aber ihr Wink an Hedwig blieb ohne Verständniß. Diese ließ sich nicht abhalten, nach ihren Eingebungen zu handeln; schnell zog sie das Blatt aus Emma's Hand und hielt es dem Geliebten entgegen. „Lies das hier!" rief sie aus, „lies, was man mir zu schreiben wagt! Ein Mensch, nicht viel besser als ein Bettler, glaubt, ich habe mich liebend zu ihm geneigt, und sagt mir Dinge die . . ." Ein Gelächter unterbrach ihre Entrüstung. „Dann sieh hier, was er noch zugeschrieben hat, obenan mit entsetzlicher Handschrift," fuhr sie fort: ‚Ich werde meine Berechtigung verdienen — ich werde, verlassen Sie Sich darauf! Ruhm ist der Trank, nach dem ich dürste! — Was hilft es, zu denen zu gehören, die wie dürre Blätter vergehen? Mein Name wird glänzen und leben, wenn Niemand mehr von einem Trifels weiß. Ich werde mir die Thüren öffnen, die zu den höchsten Höhen dieser Welt und darüber hinaus zur Unsterblichkeit führen.

Ich werde Ihrer würdig sein, angebetete Hedwig. Vertrauen Sie mir, glauben Sie mir, verlassen Sie mich nicht — Sie dürfen mich nicht verlassen!'

„Ist das nicht Tollheit?!" rief Hedwig, „ist dieser Mensch nicht reif zum Irrenhause? Ich soll ihn nicht verlassen, ich soll seinen Ruhm, seine Unsterblichkeit theilen! Und das sagt er, als böte er mir ein übermäßig beglückendes Loos!"

Trifels hatte den Brief gelesen, er lachte nicht, er sah nachdenkend vor sich hin. — „Du mußt nicht zu böse werden," bat Hedwig. „Man muß die Sache lustig behandeln, ihn lächerlich machen."

„Der arme Herzberg," sagte Trifels. „Was thun wir da am besten, Täntchen?"

„Sie werden wissen, was geschehen muß," antwortete Fräulein Emma.

„Ich möchte ihm antworten!" rief Hedwig, „um ihm meine ganze Verachtung zu zeigen."

„Nein," antwortete Trifels, „er darf weder verspottet, noch verachtet werden. In seinem Briefe ist nichts, was uns dazu bewegen könnte. Er ist jung, seine heißen Gefühle haben ihn in Irrthümer verstrickt, aber diese Gefühle sind nicht gemein. Er liebt Dich, theure Hedwig, liebt mit glühender Leidenschaft. Diese Leidenschaft ruft seinen Ehrgeiz wach. Er will Dich

durch ruhmvolle Thaten erwerben, um mit allen seinen Lorbeern Deine Stirn zu schmücken. Das thäte ich auch, wenn ich es könnte."

„Aber er ist toll, und mich schaudert vor ihm!" sagte Hedwig.

„Sei milde mit ihm, beklage ihn," antwortete Trifels, „er bedarf Deines Mitleides viel mehr, als Du glaubst. — Diesen ganzen Vorfall," fuhr er dann fort, „müssen wir streng gegen jeden verschweigen. Nur wenn er geheim bleibt, ist es möglich, daß alle bösen Folgen vermieden werden. Wer hat den Brief gebracht?"

„Eine alte Frau, die ich nicht kenne," erwiederte Fräulein Emma. „Sie sah leidend und ärmlich aus."

„Er hat eine Mutter, die wird es gewesen sein."

„Meine Schwiegermutter!" lachte Hedwig.

Trifels konnte einen strafenden Blick nicht bezwingen. Schweigend nahm er das Blatt, das er einsteckte. „Diese arme Frau," sagte er, zu Emma gewandt, „hat nichts auf Erden, als den einzigen Sohn, den sie zärtlich liebt und auf ihn hofft. Schon dieser Frau wegen müssen wir mit äußerster Schonung verfahren."

„Die ihn näher kennen," erwiederte Emma, „müßten etwas für ihn thun."

„Ich kenne ihn erst seit einiger Zeit," fuhr Trifels fort, „und was ich von ihm weiß, weiß ich durch Niedlich. Ich werde jedoch . . . ." Hier schwieg er still, denn unerwartet steckte Herr Niedlich seinen Kopf ins Zimmer und schob sich mit einer tiefen Verbeugung dann ganz herein.

„Ihr unterthänigster Diener, meine Damen!" rief er gelenkig und unerschrocken trotz der Gesichter, an denen er bemerken konnte, daß er ungelegen kam. — „Lassen Sie Sich ja nicht stören," fuhr er nach verschiedenen Complimenten und Fragen fort, „ich gehe sogleich wieder. — Herr von Trifels, nur einen kurzen Augenblick! Ich wollte mich nur erkundigen, wie Sie meinen alten, lieben, trefflichen Nachbar gefunden haben. Hat es nichts mit ihm zu sagen?"

„Er befindet sich ganz wohl und munter."

„Also Alles wieder in Ordnung?" fragte Herr Niedlich.

„Ich glaube nicht, daß Ihnen etwas zu wünschen übrig bleibt."

„Eh!" lachte Herr Niedlich, seine Falten ziehend, „glauben Sie? Und Fräulein Marie, haben Sie die auch gesehen?"

„Gesehen und gesprochen. Sie erklärte Alles für Spaß."

„Ein verteufelter Spaß! Ein Spaß, der einem Arme und Beine kosten kann!“ rief Herr Niedlich. „Aber Blech ist Blech. Haha! Blech ist Blech, wie er zu sagen pflegt. Künftig werde ich einen Panzer anziehen, wenn ich meine Erklärung mache.“

„Sie wollen eine Erklärung machen?“ fragte Hedwig.

Herr Niedlich sah sich schalkhaft nach allen Seiten um, grins'te behaglich und legte den langen Finger an seine schmale Nase. „Da es einmal herausgesagt ist,“ begann er, sich tief verbeugend, „und da wir hier ganz unter uns sind, ein glückliches Brautpaar schon hier ist, und wer weiß, wie bald Fräulein Emma uns auch nächstens überrascht; so darf ich unter dem Spiegel des Geheimnisses Ihnen bekennen, daß ich — ehret die Frauen, sagt Schiller — sie flechten himmlische Rosen ins irdische Leben! daß ich mir also auch ein Röschen ausbitten und ins Leben flechten lassen werde.“

„Sie auch! Sie also auch!“ sagte Hedwig, ihren Uebermuth bezwingend. „Herr Niedlich, ich gratulire, obgleich ich nicht weiß . . . .“

„Ahnen Sie nichts, merken Sie nichts?“ fiel er ein. „Da drüben an der Ecke, ich dicht nebenan.

— Alte Jugendfreundschaft! es giebt kein schöneres Band."

„Fräulein Marie?" fragte Hedwig. „Es ahnte mir. Schöne Seelen finden sich."

Herr Niedlich rieb sich mit wunderbarer Geschwindigkeit die Hände und wieherte im höchsten Discant. — „Ich spreche kein Wort mehr, ich muß fort!" fügte er heftig nickend hinzu. „Ich habe nichts gesagt, aber es gehört mit zur Bildung; ein Mensch von Gefühl muß heirathen! Hymen's Fackel kostet allerdings Geld, doch wehe dem, dem sie nicht leuchtet! Nicht wahr, Herr von Trifels? Was sagen Sie, Fräulein Emma?"

„Ich sage, daß Sie nicht schweigen können," antwortete diese.

Herr Niedlich lachte ausgelassen. „Weil's hier brennt!" rief er, mit dem Hut auf seine Brust klappend, „weil die innere Seligkeit der Liebe sich Luft machen muß. Aber nur einige wenige Tage noch schenken Sie mir Geduld, meine Damen, dann werde ich meine Braut allseitig präsentiren."

Er wollte fort, kehrte jedoch wieder um, und indem er auf das Buch zeigte, das auf dem Tische lag, sagte er in lustigem Tone: „Dacht' ich es doch, da ist es ja! Ich sah sie aus dem Hause kommen,

sie wollte aber nichts bekennen. Ein schöner Einband, Fräulein Hedwig, nicht wahr? Alle meine Bücher lasse ich so binden. Es ist nicht allein nöthig, Bildung zu haben, auch Geschmack muß man besitzen."

„Gehört Ihnen denn das Buch?" fragte Hedwig verwundert.

„Gehörte mir," antwortete Herr Niedlich verbindlich, „jetzt ist es in schöneren Händen. Bitte sehr, es ist ja nur eine Kleinigkeit. Heut ganz früh kam er, Herzberg, zu mir gelaufen, bat mich, ihm die Gedichte zu geben, wollte aber durchaus nicht sagen, was er damit anfangen wollte. Es war sonderbar, was er Alles zusammen faselte von einem neuen Leben, das ihm aufgegangen, von Ruhm und Größe und Reichthümern, und wie er dabei aussah, als hätte er alle Taschen voll Ducaten. Es ist ein ganz merkwürdiger Mensch, aber es ist ein Talent, darum ist er etwas verdreht. Er that wirklich so, als hinge sein Glück daran, daß er das Buch bekäme, und nun, eh! nun hat er es Ihnen überreichen wollen."

„Es wäre mir angenehm," sagte Hedwig, „wenn Sie es wieder mitnehmen möchten."

Herr Niedlich stutzte über den scharfen Ton, schien jedoch nicht abgeneigt, diesen Wunsch zu erfüllen; indem er aber die Hand ausstreckte, nahm

Trifels das Buch auf und überreichte es seiner Braut. „Das darf nicht geschehen," sagte er; „Du wirst gewiß das Geschenk des Herrn Herzberg nicht zurückweisen. Alle anderen Umstände sind gleichgiltig, wir werden darüber noch sprechen können."

„Versteht sich!" rief Herr Niedlich, „es läßt sich ja Alles ausgleichen. Man kann jeden Verlust ersetzen, nur nicht die Zeit. Benutzt die Zeit, sie geht so schnell von hinnen! sagt Shakespeare . . . ."

„Göthe, Herr Niedlich!" lachte Hedwig dazwischen.

„Richtig, Göthe! Es ist eine erstaunenswürdige Wahrheit! Eine Phantasie, die man aufs höchste verehren muß. Daher empfehle ich mich Ihnen, gnädigstes Fräulein, und — bitte sehr, keinem Menschen ein Wort!"

Herr Niedlich hüpfte davon, und Hedwig erstickte ihr Lachen, indem sie sich an ihren Bräutigam lehnte und ihr Gesicht verbarg. Als sie aber dieses wieder aufhob, war es voll Spott. „Das also," sagte sie, „ist der Auserwählte der überaus verständigen, liebenswürdigen Marie Hartmann, welche man mir so sehr gerühmt und gelobt hat. Ein würdiges Paar! Ein höchst passendes Paar! Ich werde sie nicht mehr ansehen können, ohne zu lachen."

Drittes Capitel.

Am Abend, als es dunkel wurde, ging Trifels einem entfernten Stadttheile zu, wo, wie er erfahren, Herzberg wohnte. Er hatte sich vorgenommen, diesen aufzusuchen, und irrte eine Zeit lang zwischen den hohen Häusern einer engen Straße umher, bis er das rechte fand. Dann stieg er eine finstere Treppe in einem Seitengebäude hinauf und befand sich auf einem engen Flur. In einem Küchenverschlag brannte eine kleine Lampe, welche ihn eine Thür erkennen ließ, und als er leise daran klopfte, sagte eine schwache Stimme, daß er eintreten könne.

Er öffnete die Thür und blieb ein wenig überrascht stehen. Der Eingang in diese Wohnung war ärmlich gewesen, allein das ziemlich große Zimmer, in welches er trat, war freundlicher, als er sich

gedacht hatte. Aus dem Schiffbruch besserer Zeiten retten arme Menschen gewöhnlich einige Zeichen ihres ehemaligen Glückes, retten häufig auch den Sinn für Ordnung und Reinlichkeit. Trifels warf einen flüchtigen Blick auf die weißen Vorhänge an den Fenstern und auf die weißschimmernde Decke des Bettes im Hintergrunde. Zugleich sagte ihm das Instrument, das mitten im Zimmer stand, daß Herzberg hier wohnen müsse. Den Musiker erblickte er jedoch nicht; an dem Tische am Ofen saß nur eine bejahrte Frau, welche ihr Gesicht von einem grünen Schirm beschatten ließ, während sie an einem großen groben Strumpf strickte. Ein kleines Buch, ein Gebetbuch, lag vor ihr aufgeschlagen, obwohl sie nicht darin las. Als Trifels hereintrat, blickte sie auf, und als sie den fremden Mann sah, nahm sie den Schirm von ihrer weißen Haube, stand auf und erwiederte freundlich seinen guten Abend. „Mein Sohn ist nicht zu Haus," sagte sie, „er wird jedoch bald wieder kommen."

„Wissen Sie es gewiß?" fragte er.

„Ich denke wohl," war ihre Antwort; „er wollte nur einen Freund aufsuchen." Und mit der Aufrichtigkeit der Armuth setzte sie hinzu: „Es ist freilich ein ganzes Stück Weges, ehe er dahin kommt, denn

Herr Stark wohnt beinahe mitten in der Stadt, allein er wird sich gewiß nicht aufhalten."

„Also zu Reinhold ist er gegangen," murmelte Trifels vor sich hin.

„Kennen Sie ihn?" fragte sie freundlich.

„Ich wohne in demselben Hause," antwortete er.

„O, Sie — Sie sind . . . ?" rief die Frau aus, indem sie ihn anblickte und dann die Hand vor ihre Augen hielt.

Trifels nannte seinen Namen, sie brachte eilig einen Stuhl herbei und nöthigte ihn zum Sitzen. „Andreas wird gewiß bald kommen," wiederholte sie; „wenn es Ihnen nur gefällig wäre, ein Viertelstündchen zu warten."

Der junge Edelmann sagte dies zu, und bald war er mit Herzberg's Mutter in einer Unterhaltung, die nicht ohne Anregung für ihn blieb. — Wie gewöhnlich, sind Leute aus dem Volke immer geneigt, aus ihren Lebensschicksalen kein Geheimniß zu machen, während in den sogenannten höheren Ständen die Zurückhaltung darüber eben so allgemein ist. Noch ehe eine Viertelstunde vergangen war, wußte Trifels Alles, was die gute Frau von ihrer Vergangenheit erzählen konnte, und es war in der That nicht viel und nichts Besonderes, dennoch aber war er davon

bewegt. Ihr Vater war ein rechtlicher Handwerker gewesen, ihr Mann hatte sie geheirathet als Capellmeister bei einem Regiment. Dann hatte er eine Privat=Capelle geleitet, und Alles war gut gegangen, bis plötzliche Krankheit und Tod mit ihren schwarzen Händen dieses friedliche Glück zerrissen.

Während die Witwe ihr Schicksal erzählte, hatte Trifels Zeit, ihre Ergebenheit und ihren gläubigen Muth zu bewundern. Bei den Erinnerungen an das Glück ihrer jungen Tage belebten sich ihre matten, röthlich schimmernden Augen, die, als sie von den Leiden, welche darauf folgten, sprach, sich niedersenkten und naß zu werden schienen. Sie klagte jedoch nicht, denn sie sprach, alle Klagen verschmerzend, von ihrem Sohne, wie er von Jung auf so große Lust und Neigung zur Musik gezeigt, daß sein Vater sowohl, wie alle Leute die ihn gesehen, ihn bewundert hätten, auch alle seine Lehrer immer mit ihm zufrieden gewesen seien. Das hagere Gesicht der Witwe wurde dabei erwärmt von der Liebe, die in ihr Herz zusammenströmte; die tiefsten Falten, welche Gram und Sorgen ihren Zügen aufgeprägt hatten, machten einem freundlichen Lächeln Platz, und als der junge Edelmann sich über ihren Sohn beifällig äußerte, indem er versicherte, daß dieser gewiß einmal

Bedeutendes leisten werde, schaute sie ihn mit dankerfüllter Verklärung an.

„O," sagte sie, die Hände faltend, „wie wohl thut es mir, das zu hören! Da sprechen gar Manche, die es nicht verstehen, es sei Unrecht, daß ich ihm den Willen gelassen und daß er nichts Nützliches gelernt habe, was Brod gibt; denn mit aller Kunst sei es doch nur ein ungewisses Loos. Und der alte Hartmann, es ist noch ein Vetter von uns, der wollte durchaus, ich sollte Andreas zu ihm in die Lehre thun, er sollte ein Blechschmied werden, das sei tausendmal besser, wie solch nichtsnutziges Geflunker. Er hat's wohl gut gemeint, der Herr Vetter, es war aber doch hart von ihm; denn als ich nicht wollte, weil's dem Andreas sein Untergang gewesen wäre, kümmerte er sich nicht weiter um uns. Der liebe Gott hat uns jedoch nicht verlassen!" setzte sie mit Innigkeit hinzu, „er hat uns immer noch beschützt und wird uns weiter helfen, das weiß ich; denn in mancher großen Noth hat er mir beigestanden, und wo keine Hilfe war, hat Er geholfen."

Ihr Gesicht war voller Vertrauen, und der feste Ton ihrer Worte stimmte damit überein. Sie nahm den Strumpf vom Tisch und richtete ihre Augen auf

das Gebetbuch, indem sie sich darauf niederbückte und still vor sich hin lächelte.

„Sie scheinen an den Augen zu leiden," sagte Trifels, als er sah, daß ihr das Licht der Lampe wehe that.

„Ach, freilich," erwiederte sie, „das ist eine schwere Schickung, die mir der Herr auferlegt hat. Als ich noch nähen konnte, wurde es mir leichter etwas zu erwerben. Ich konnte sehr feine Sachen nähen, sonst wäre es auch nicht möglich gewesen, mein armes Kind zu erziehen und für seinen Unterricht zu sorgen." Jetzt fügte sie mit einem leisen Seufzer hinzu, „kann ich nur noch stricken, und damit verdient man wenig, lieber gnädiger Herr, sehr wenig."

„Das ist traurig," sagte Trifels. „Sie haben gewiß die Augen zu sehr angestrengt."

„Manche Nacht, ja gewiß, manche Nacht," antwortete sie lächelnd. „Es mußte so sein, es ging nicht anders. Ich hatte keinen Menschen, der sorgen half; aber Gott gab mir Kraft und Stärke, und Alles ging gut viele Jahre lang. Gottes Segen war dabei, daß meine Augen aushielten, bis Andreas erwachsen war."

„Und nun sorgt er," fiel Trifels ein.

„Ja, das thut er!" rief sie freudig, „das thut

er aus allen seinen Kräften. So viel er immer vermag, sorgt er; aber freilich — ein junger Mann und ein Künstler, wie er, kann sich nicht herabwürdigen. Es ist nicht wie bei einem Handwerker," fuhr sie mit erregtem Stolz fort, „der in Lohn und Brod steht und, wenn die Woche um ist, sein bestimmtes Geld nach Haus bringt. Sie müssen wissen, Andreas giebt Stunden, allein damit kommt man auch nicht weit. Er giebt nicht gern Stunden, denn das ist eine Handwerker-Arbeit, und dazu ist er nicht geschaffen. Sie verstehen ihn nicht," flüsterte sie, den Kopf schüttelnd, „es versteht ihn so leicht Keiner, denn er gehört nicht zu den Gewöhnlichen, dazu gehört er nicht."

„Er arbeitet wohl viel?" fragte der junge Edelmann.

„O, viel!" sagte sie, „zu viel, das arme Kind! Oft sitzt er stundenlang, halbe Nächte lang am Instrument, wie abwesend, und wenn sie es hören sollten, wie wunderbare Melodien aller Art er hervorbringen kann, Ihr Herz würde sich dabei rühren — und dann schreibt er es auf, ganze Stöße voll hat er schon aufgeschrieben. Wenn er es herausgeben wollte, es würden Viele sich verwundern. Aber er thut es nicht, es ist ihm Alles nicht gut genug; er will es

immer besser noch finden, immer besser, obwohl es gar nicht besser sein kann, als es ist."

Mit überströmender Bewunderung sprach sie so fort zum Lobe ihres Sohnes, der von ihr, wie Trifels wahrnehmen mußte, mit größter Zärtlichkeit geliebt wurde. Was Trifels beistimmend antwortete, hörte sie mit erwartungsvoller Aufmerksamkeit, den Kopf vorbeugend und lächelnd an, als höre sie eine schöne Musik. — „Wie gut Sie sind!" sagte sie dann leise. „Sie haben Andreas lieb, ich danke Ihnen aus ganzem Herzen dafür; aber er verdient es auch und ich weiß, daß er Sie ebenfalls besonders hoch verehrt. Er ist sehr still und schweigsam, doch Ihren Namen habe ich ihn öfter nennen hören, erst heute hat er ihn wohl dreimal genannt."

„Seien Sie überzeugt," erwiederte der junge Edelmann, „daß ich Ihres Sohnes Freund bin und gern ihm mit Rath und That meine rege Theilnahme beweisen will."

Sie hob das Gesicht mit dem grünen Schirm zu ihm auf und sagte gerührt: „Sie meinen es gut, ich höre es an ihrer Stimme, und so viel kann ich noch mit meinen schwachen Augen erkennen, daß der allmächtige Gott Sie reich gesegnet hat mit allen seinen Gaben. — Da kommt er!" rief sie dann,

sich unterbrechend, „das ist er, und wie wird er sich freuen! Seien Sie nicht böse,“ fuhr sie demüthig fort, „wenn er nicht so freudig scheint, wie Andere thun. Es ist nicht seine Art, so laut zu sein.“

Mit dieser Fürbitte bewegte sie sich nach der Thür, als rasche Schritte sich auf der Treppe hören ließen. Ihre Besorgnisse wegen der Stimmung ihres Sohnes schienen jedoch keinen Grund zu haben; denn als sie hinaussah, hörte Trifels den jungen Musiker in freudigem Tone rufen: „Da bin ich schon zurück, Mutter, Alles ist gut. Ich habe Reinhold getroffen, und hier ist das Geld. Jetzt hole, was wir brauchen,“ fuhr er hereintretend fort. „In kurzer Zeit sollst Du so viel bekommen, wie Du willst, all' Dein Kummer soll ein Ende haben. Ich denke . . .“ Er hielt plötzlich inne, denn er erblickte die fremde Gestalt am Tische und blieb stehen.

„Es ist ein Herr, der Dich erwartet,“ sagte die Mutter.

Ihr Sohn antwortete nicht, alle Freundlichkeit wich aus seinen Mienen, die kalt und düster wurden, während er die schwarzen Augen starr auf Trifels richtete, der seinen Platz verlassen hatte und näher kam.

„Ich habe Sie aufgesucht, mein lieber Herzberg,“ begann der Assessor, „um Ihnen meine freundschaft-

liche Gesinnung zu beweisen, die mich antreibt, einige Mittheilungen und Vorschläge, welche Ihr Wohl betreffen, Ihnen persönlich zu machen." — Er streckte dabei seine Hand aus, doch die schmalen, weißen Finger des Musikers zuckten zusammen, als wollte er sie verbergen. Er verbeugte sich ohne eine Erwiederung.

„Darf ich Sie um eine Unterredung bitten?" fuhr Trifels freundlich fort.

„Meine Mutter wird uns verlassen," sagte Herzberg. „Geh und besorge Deine Geschäfte, Mutter."

Sein Ton war weder kindlich noch bittend, aber die alte Frau war sogleich bereit, zu gehorchen. „Ich gehe schon; gleich, gleich, lieber Andreas," sagte sie, eilfertig nach einem Mantel greifend und dann einen Korb nehmend. „Bester gnädiger Herr, setzen Sie Sich hieher an den Ofen, das ist der wärmste Platz; Andreas setzt sich dort auf die andere Seite, so können Sie ganz ungestört sprechen. Lege auch noch Holz hinein, mein Kind, es liegen drei Stückchen hinter Dir, das wird reichen, bis ich zurückkomme und anderes mitbringe. Ich gehe, ja, ja, ich gehe! Schließ die Thür zu, mein Kind, ich kann anpochen. Der gnädige Herr nimmt es nicht übel, er meint es so gut, ja gewiß sehr gut, mein Sohn, sehr gut! —" Mit einem bangen, bittenden Lächeln verneigte sie

sich vor dem vornehmen Gast und drückte ihrem Sohne die Hand, wobei ihre halbblinden Augen diesem zärtlich und besorgt zuwinkten.

„Sie besitzen eine sehr gute, liebevolle Mutter," sagte Trifels, indem er die Anweisung der alten Frau befolgte und den Platz am Ofen einnahm. „Ich habe leider von meiner Mutter kaum Erinnerung, sie starb, als ich wenige Jahre alt war, und noch war ich auf der Schule, als mein Vater ihr in das ferne Land folgte, aus dem noch Niemand zurückgekehrt ist."

Wenn diese vertraute Mittheilung das Eis zwischen den beiden jungen Männern brechen und sie sich näher bringen sollte, so war die Mühe vergebens.

Herzberg's Augen schienen noch düsterer zu werden, seine farblosen Lippen preßten sich zusammen, während er einen seiner aufflammenden Blicke über seinen Gast gleiten ließ.

„Ich glaube," sagte Trifels, als er keine Antwort erhielt, „daß eine gewisse Aehnlichkeit in unseren Schicksalen liegt, lieber Herzberg. Auch Sie haben früh den Vater verloren. So traurig dies ist, so wird der Charakter dadurch doch gestählt; die Entwicklung wird auf sich selbst hingewiesen, die Selbstständigkeit frühzeitig zur Reife gefördert, und es ist

kein ganz leeres Vorurtheil, daß Männer, welche ohne väterlichen Einfluß und väterliche Leitung sich selbst bilden und den Geschicken des Lebens die Stirn bieten mußten, dafür auch eine größere Energie zur Erreichung ihrer Lebensziele geltend machen."

„Energie, ja!" murmelte Herzberg.

„Und die sich nahe stehen in solchen Schicksalen und solcher Erkenntniß," fuhr Trifels fort, „müssen sich gegenseitig zu helfen suchen. Ich achte und ehre Ihr bedeutendes Talent, glaube von Ihnen, daß Sie Ruhm und Anerkennung erringen werden."

„Sie sollen Sich nicht getäuscht haben!" sagte der Musiker mit seiner rauhen, heftigen Stimme, indem er das lange Haar in den Nacken zurück warf.

„Dazu, — zur raschen Förderung Ihrer Laufbahn und zur Förderung Ihres Lebensglückes — möchte ich gern etwas beitragen," begann der Freiherr, indem er sich vertraulich zu ihm neigte. „Sie sind noch sehr jung, lieber Freund, ich bin wenigstens ein halbes Dutzend Jahre älter und kenne, wie ich glaube, die Weltverhältnisse besser als Sie, der Sie ein Poet im Reiche der Worte und der Töne sind und als solcher das Recht haben, Ihren Gefühlen und Vorstellungen zu leben. Hören Sie mich daher ruhig an, ich hoffe, Sie werden mir

Recht geben. Denn," sagte er lächelnd, „wenn der Poet auch von seiner Phantasie genährt wird, so darf er sich doch nicht der Wahrheit verschließen. Er muß die reale Welt nicht unter seinen Füßen verlieren. Das Ideal ist die höchste Wahrheit."

„Was haben Sie mir zu sagen?" fragte Herzberg, während sein bleiches Gesicht sich röthete.

„Was ein aufrichtiger Freund sagen kann," erwiederte Trifels. „Sie besitzen den Ehrgeiz, der zum Streben und Schaffen gehört, allein Sie müssen zunächst das Leben kennen lernen. Sie müssen die Welt sehen, für welche Sie arbeiten wollen. Mit Einem Worte, lieber Herzberg, Sie müssen, wie ich glaube, zu Ihrer Ausbildung noch Manches hören, sehen, studiren, in Sich aufnehmen und verarbeiten, um dann mit großen, gediegenen Werken vor die Oeffentlichkeit zu treten. Ich biete Ihnen die Hand dazu, denn ich bin in der Lage, Ihnen den lebhaften Antheil, den ich als Ihr Freund an Ihnen nehme, zu beweisen. Reisen Sie, gehen Sie nach Wien und Paris, überlassen Sie mir die Sorge, dies ausführen zu können; auch die Sorge für Ihre Mutter übernehme ich."

Während er sprach, war mit dem jungen Künstler eine Veränderung vorgegangen. Sein blasses

Gesicht glühte, seine Augen blitzten wie Sterne, seine Stirn hob sich stolz auf, und um seine Lippen zuckten seine Gedanken.

„Sie finden also," rief er in seiner rauhen Weise, „daß ich jetzt noch nichts leisten kann?"

„Ich achte Ihr Talent zu hoch, um gering von Ihnen zu denken," erwiederte Trifels; „allein Sie werden Größeres leisten, wenn Sie warten und es ausbilden."

„Sie wollen mich von hier entfernen!" fiel der Musiker ein, indem er hohnvoll seinen Beschützer anstarrte.

„Das will ich," antwortete dieser gelassen, „weil es zu Ihrem Besten ist."

„Zu meinem Besten! Zu Ihrem Besten, wollen Sie sagen!"

„Ich wüßte nicht," sagte Trifels, „was mein Wohl damit zu schaffen hätte."

„Nicht, nicht?!" fuhr der Künstler in demselben Tone fort, und seine Blicke funkelten vor Freude, sein Gesicht nahm einen übermüthigen Ausdruck an. „Sie wissen es nicht, aber ich weiß es — ich! Ich soll fort, ich bin Ihnen unbequem, Sie wollen mich mit guter Manier aus dem Wege räumen."

„Ich verstehe Sie nicht, besinnen Sie Sich,"

erwiederte der Freiherr, ohne seine ruhige Stellung aufzugeben.

„Ich mag mich nicht verstellen, und kann es nicht," fiel Herzberg ein, „aber ich werde nicht gehen." — Er verneigte sich, während er aufstand. „Ich danke Ihnen Herr von Trifels, für alle Güte, welche Sie mir erzeigen wollen, ich werde mir jedoch selbst meine Laufbahn brechen. Weichen werde ich nicht, niemals! Keinem werde ich weichen!"

„Sie scheinen in einem sehr erregten Zustande zu sein," begann Trifels, nachdem er sich eine Minute lang besonnen, „und meine gute Absicht gänzlich zu verkennen."

„Ihre gute Absicht?!" rief der Musiker. — Er trat an ihn heran und sah ihm ins Gesicht. Das matte Licht der kleinen Lampe beschien die beiden jungen Männer. Der eine groß und edel gebildet, die ernsten Züge voll schwermüthigen Mitleids und voll Trauer, der andere klein, übermüthig, anmaßliche sichere Blicke um sich werfend, ein stolzes Lachen auf seinen Lippen. Es war, als stehe er vor einem ertappten Verbrecher, der in seinen Händen sei und gedemüthigt werden solle. — „Können Sie es läugnen," fragte er, „daß der eigentliche Grund

Ihrer guten Absicht ein ganz anderer ist, als was Sie angeben?"

„Das kann ich mit gutem Gewissen läugnen," sagte der Freiherr.

Herzberg heftete seine brennenden Augen fest auf ihn. — „Haben Sie mit ihr — mit Hedwig gesprochen?" fragte er dann.

„Ich habe mit Fräulein Hedwig von Landau, mit meiner Braut, gesprochen, Herr Herzberg," antwortete Trifels.

„Dann haben Sie auch meinen Brief gelesen!"

„Hier ist Ihr Brief," erwiederte Trifels, indem er diesen hervorzog und ihm entgegen hielt. „Es war meine Absicht nicht, Ihnen Ihr Schreiben zurückzugeben; ich wollte kein Wort, wo möglich über eine Handlung verlieren, die ich als Irrthum und Uebereilung betrachtete. Sie selbst nöthigen mich dazu."

Herzberg griff nach dem Papier, das er in seiner Hand zusammendrückte. Die Gluth, welche sein Gesicht bedeckt hatte, bis dieses plötzlich erblaßte, kehrte mit größerer Stärke zurück, verwirrt und von widerstreitenden Gefühlen überwältigt, schien er mit sich selbst zu ringen, doch das war nur ein Augen-

blick. — „Sagen Sie mir bei Ihrer Ehre," rief er plötzlich mit seinem früheren Ungestüm, „ob Hedwig Ihnen meinen Brief gegeben hat!"

„Nicht nur gegeben," versetzte Trifels, „sondern ich habe es auch übernommen, diese Angelegenheit zu ordnen."

„Sie weiß also nicht, daß Sie hier sind? Sie weiß von Ihrem ganzen Vorhaben nichts?"

„Bis jetzt weiß sie allerdings nichts."

„So handeln Sie gegen ihren Willen. Läugnen Sie es nicht, ich durchschaue jetzt Ihren Plan. Sie handeln ohne Auftrag, aus eigener Machtvollkommenheit."

„Allerdings ja," erwiederte der Freiherr. „Fräulein Hedwig wollte selbst an Sie schreiben, ich hinderte es."

„Sie hinderten es! Warum hinderten Sie es!" fiel der Künstler heftig ein. „Sie wollte an mich schreiben!" murmelte er, und über sein Gesicht verbreitete sich ein jähes Entzücken, das im nächsten Augenblicke von zornigen und stolzen Gedanken verdrängt wurde. „Sie haben es hintertrieben," fuhr er fort, „und rühmen Sich damit, aber ich biete Ihnen Trotz. Sie sollen Sich nicht rühmen, mich mit einem Fußtritt in die Welt geschleudert zu haben. Sie sollen nicht über den Narren lachen, der sich

zertreten ließ und dabei die Hand des hochverehrten Herrn küßte, der so gnädig war, sich zu ihm herabzulassen."

„Sie sind verblendet, armer Herzberg!" sagte Trifels, traurig den Kopf schüttelnd. „Ich weiß nicht, was ich machen soll, um Sie aufzuwecken und Ihnen nicht wehe zu thun."

„Was schadet das!" rief er noch rauher, „was kümmert Sie mein Weh! Arm bin ich, ja, und dennoch" — ein Triumph funkelte in seinen Augen — „dennoch fürchten Sie mich! — Der Freiherr von Trifels und der arme Herzberg, den er fortschaffen will, mag es auch Geld kosten! Aber ich verachte Ihr Geld, ich stoße es von mir, ich stelle mich neben Sie, dicht neben Sie — wir wollen sehen, wer gewinnt!"

„Was glauben Sie denn zu gewinnen?" fragte Trifels.

„Was, was?" erwiederte er, von dieser Frage betroffen. „Sie haben meinen Brief gelesen" . . . Er strich das Haar von seiner heißen Stirn und fuhr trotzig fort: „Was darin steht, erregt Ihren Zorn, Ihren Hohn."

„Ich habe weder Zorn noch Hohn für Sie," sagte Trifels sanft. „Vergessen wir diesen Brief,

Sie werden die Verhältnisse ruhiger betrachten lernen."

„Die Verhältnisse! Ich nehme nichts davon zurück!" rief Herzberg leidenschaftlich, und indem er seine durchsichtige, weiße Hand auf seine Brust legte und darauf klopfte, öffneten sich seine Augen groß und herrisch. „Ich habe geschrieben," fuhr er fort, „daß, wenn Niemand mehr auf Erden etwas von einem Freiherrn von Trifels weiß, mein Name noch mit Ruhm genannt werden wird. Fordern Sie Rechenschaft dafür? Ich bin bereit dazu."

„Sie haben mich nicht dadurch beleidigt," sagte der junge Edelmann ruhig. „Was Sie geschrieben haben, glaube ich sehr gern, und wünsche Ihnen Glück dazu."

„Sie verhöhnen mich!" murmelte der Künstler, seine Zähne zusammenpressend.

„Lassen Sie uns diese Scene enden," erwiederte Trifels, „Sie sind in einer Leidenschaft befangen, die Ihnen verderblich werden muß. Ich biete Ihnen meine Hilfe an, wollen Sie diese nicht annehmen?"

„Nein, niemals!"

„So will ich Sie verlassen, vielleicht denken Sie morgen ruhiger, kommen Sie dann zu mir, oder schreiben Sie an mich. Um Eines jedoch muß ich

Sie Ihrer selbst wegen sowohl, wie der Verhältnisse wegen bitten. Fräulein Hedwig von Landau ist meine Braut, schreiben Sie keine Briefe wieder an sie."

„Ich werde thun, was ich will!" antwortete Herzberg in fieberhafter Aufregung.

„Sie werden thun, was vernünftig und schicklich ist!" sagte der Freiherr stolz und nachdrücklich. — Sie schwiegen beide, ihre Blicke begegneten sich. In Herzberg's düsteren Augen flammte ein verzehrender Haß, aber vor der kalten Ueberlegenheit seines Gegners hielt er nicht aus. Plötzlich wurde Trifels' Ernst milder, und mit weicher Stimme sagte er: „Machen Sie Ihrer armen Mutter keinen Kummer, und bereiten Sie Ihren Freunden keine Betrübniß. Was soll daraus entstehen, wenn Sie ohne Einsicht bleiben? Lieben Sie Hedwig, so handeln Sie darnach, edel und besonnen, als Mann von Ehre und Gewissen. Niemand weiß bis jetzt von diesen Irrthümern Ihres Herzens, Niemand darf davon erfahren. Sie werden einsehen, daß weder meine Braut, noch deren Familie in Nachrede gebracht werden darf. Ich gehe jetzt, Herr Herzberg. Bedenken Sie Alles wohl; sobald Sie wollen, bin ich wie immer ein Freund, dem Sie vertrauen können."

Als er fort war, blieb der Musiker regungslos auf der Stelle stehen, wo er stand. Er ballte seine Hände und knirschte mit den Zähnen. „Ich hasse ihn, ich verabscheue ihn!“ murmelte er. „Aber sie liebt ihn nicht! Was ist er denn auch — ein gewöhnlicher Mensch!“ — Sein Gesicht glättete sich, ein finsteres Lächeln stieg darin auf. Er ging mit leisen Schritten an seinen Schreibtisch, öffnete dort einen Kasten und entfaltete ein Papier, in welchem die Rose geborgen war, die ihm Hedwig gab. Seine Blicke hefteten sich darauf mit immer größerer Innigkeit, bis er sie an seine Lippen und an sein Herz drückte und mit seiner harten Stimme hervorstieß: „Mich liebt sie, mich — mich allein!“

Viertes Capitel.

Herr Niedlich hatte am folgenden Abende sich nochmals in die Höhle des alten Bären begeben, um wie er listig lachend zu sich selbst sagte, ihm zunächst den Honig abzunehmen, dann aber, wenn die richtige Zeit nur erst gekommen sein werde, ihm tüchtig auf die Schnauze zu klopfen. „Umsonst soll er mich nicht so schändlich gekniffen haben," fuhr er fort, „ich will's ihm schon gedenken!" Dabei schlüpfte er durch die Thür, welche heute nicht einmal klingelte, weil man den Stab, der an die Klingel schlug, herunter gelassen hatte. Leise trat er bis an das Glasfenster, durch welches er in die Wohnstube schauen konnte, und bemerkte zu seiner Freude, daß seine Beschützerin, Frau Hartmann, ganz allein sich darin befand.

„Das ist ja prächtig!" rief er aus, indem er

hereintrat, „ganz wie ich es wünsche, beste Mama, daß ich ein Wörtchen zunächst mit Ihnen reden kann. Wo ist der Papa? Ist er in der Nähe?"

Die Meisterin blieb sitzen, ohne die Hornbrille abzunehmen. Sie machte auch gar nicht das einladende Gesicht, wie immer bisher, sondern sah den Eindringling fremd und groß an. „Mein Mann ist nicht zu Hause, Herr Nieblich," ließ sie sich dann hören.

„Um so besser, Mama," antwortete er, seine Hände reibend und den schmalen Leib hin und her biegend, indem er vergnüglich dazu grins'te. „Es ist merkwürdig, was der Papa noch für Kräfte besitzt und was er für sonderbare Späße macht. Sapperment! für zwei Groschen Seifenspiritus habe ich heute verbraucht, die soll er mir ersetzen, hehe! Die soll er herausrücken."

„Wenn es weiter nichts ist," sagte sie verächtlich, „die können Sie gleich bekommen, Herr Nieblich."

„Es ist ja ein Scherz, Mama, nichts als Scherz!" rief Herr Nieblich, dem diese Antwort nicht gefiel. „Und wenn es zweitausend Thaler gewesen wären, auf ein Brett hätte ich sie gelegt; denn meine Verehrung gegen Sie und Alle ist gränzenlos. Wo ist denn Mariechen?"

„Ausgegangen," antwortete sie kurz.

„So sind wir Beide also ganz allein, das ist prächtig!“ lachte Herr Niedlich. „Schwiegermama und Schwiegersohn müssen zusammenhalten, so geht Alles gut.“

„So weit sind wir noch lange nicht,“ sagte sie in stolzem Tone.

„Nicht? nein, freilich noch nicht,“ antwortete Niedlich lustig, seine Hände reibend, „aber wir werden dahin kommen, Mamachen. Sie können davon überzeugt sein, daß es mir heiliger Ernst ist.“

„Dazu gehören denn doch noch andere Leute, die auch ein Wort mitzusprechen haben,“ fuhr die Meisterin fort.

„Das ist gewiß!“ rief Herr Niedlich. „Sie vor allen Anderen, Mama.“

Frau Hartmann schob die Brille ein wenig in die Höhe und zupfte ihre Backenhaube zurecht. „Wir haben Vieles zu bedenken, ehe wir etwas sagen können,“ erwiederte sie mit Nachdruck; „überhaupt, Herr Niedlich, ist das eine Sache, die man drei Mal überlegen muß, ob sich's paßt.“

„Wegen meiner?“ fragte Herr Niedlich. „Wie auf einen Felsen können Sie darauf bauen. Erinnern Sie Sich, Mama, was ich an jenem Abend gesagt hatte, wo ich Mariechen zum Ball bei dem

Präsidenten abholte. Wenn man liebt, fragt man nicht nach Rang und Stand, es ist ganz einerlei, was etwa dazwischen liegt. Liebe gleicht Alles aus, dafür giebt es eine höhere Bildung. Das habe ich gesagt, Mama! Und wenn ich gleich auf der Stelle meine Hand auf den Block legen sollte, ich sage es doch, Mama!" rief er mit Energie. „Ich werde niemals etwas abläugnen."

„Ich begreife gar nicht, wie Sie mich immer Mama nennen können, Herr Niedlich," fiel die Meisterin ein, indem sie ihre Brille bis auf die Stirn schob und dem Agenten ihr hartes, langes Gesicht entgegenstreckte.

„Aber, beste Mama," sagte er verwirrt lächelnd — „nennen Sie mich doch Heinrich, wie sonst."

„Ich verbitte mir Ihre Mama!" fuhr sie auf. „Was meinen Sie denn eigentlich damit, daß Sie Ihren Stand und Rang nicht weiter beachten wollen? Was glauben Sie denn, wer Sie sind, und wer wir sind? Denken Sie etwa, Sie thun uns eine Gnade an, wenn Sie mit uns in Freundschaft treten?"

„Liebe, beste Mama — verehrte Frau Hartmann," begann Herr Niedlich, indem er unermeßliche Falten auf seiner Stirn zusammenzog, „ich lege den höchsten Eid ab, daß mir dergleichen niemals

eingefallen ist. Es ist mir die größte Ehre, Ihr Sohn zu sein, nicht ein Funken Hochmuth wohnt in dieser meiner Brust" — er schlug mit der schmalen, dünnen Hand darauf und fuhr feierlich fort: „Nichts ist darin als Liebe, durchaus Liebe; kein falscher Gedanke, nicht Einer! Wo Heinrich Niedlich sein Wort gegeben hat, ist es so gut wie ein Wechsel. Fragen Sie, wo Sie wollen. Achtung ist die Hauptsache, Mama, und diese genieße ich überall; es ist daher nichts als ein gerechter Stolz, wenn ich denke, auch Sie achten mich, und ich genieße Ihr werthgeschätztes Vertrauen, womit Sie mich beehren, indem Sie zu der Verbindung Ihres Hauses mit mir Sich freuen."

Die Ungeduld der Frau Meisterin konnte das Ende seiner kaufmännischen Anpreisung kaum erwarten, ihr Unmuth war dadurch keineswegs entwaffnet. „Ich kümmere mich gar nicht darum," fiel sie ein, „wer Sie achtet. Bemühen Sie Sich aber durchaus nicht zu sehr, Herr Niedlich, es giebt noch ganz andere Leute, die es sich zur Ehre schätzen, in unser Haus zu kommen; Marie wird von Herren und Damen, denen Sie nicht das Wasser reichen dürfen, hoch angesehen und mit Freundschaft beehrt; also bilden Sie Sich keine Schwachheiten ein und denken

nicht, daß wir es uns zur Ehre schätzen sollen. Wir danken dafür, wir danken Ihnen ganz und gar dafür!“

Herr Niedlich wußte nicht, wie er diesen Strom unterbrechen sollte, der, einmal im Zuge, gewiß so bald nicht aufhörte; er begriff auch nicht, was seiner besten Freundin angeflogen sei. Er faltete seine langen Hände und seufzte schmerzlich. „Theuerste, liebste, vortrefflichste Frau!“ begann er endlich demüthig, „Sie verkennen mich, Sie vernichten mich! Sonst waren Sie ja stets meine liebevolle Beschützerin! Was ist denn plötzlich geschehen? Ich begreife nicht, was geschehen ist, wer mich verläumdet hat. Ich weiß, daß Mariechen von Allen geliebt und geschätzt wird, aber bin ich nicht immer ihr unterthänigster Diener und Freund gewesen? Habe ich es nicht bewerkstelligt, daß sie zu dem Präsidenten eingeladen wurde?“

„Sie sind immer ein eitler Mensch gewesen!“ schrie die erzürnte Frau. „Mein Mann hätte Ihnen unser Kind nicht auf eine Stunde anvertraut, wenn Herr von Trifels nicht gewesen wäre. Und hiermit sage ich es Ihnen geradezu, es wird nichts daraus, machen Sie Sich keine Rechnung auf unsere Einwilligung. Marie hat keine Lust zu einer Heirath mit Ihnen, und wie mein Mann darüber denkt, hat

er Ihnen gestern schon bewiesen. Ich begreife überhaupt nicht, wie Sie es wagen können, noch einmal hieher zu kommen."

„Herr von Trifels," sagte Herr Niedlich in seiner Bestürzung, die sich mit seinem Aerger mischte, „hat mir gesagt, daß der Papa und Marie Alles für Spaß erklärt hätten."

„Spaß?! Spaß!" rief sie höhnend. „Ein schöner Spaß, wenn man beim Arm gepackt und aus dem Hause geschmissen wird. Herr von Trifels hat sich mit Ihnen einen Spaß gemacht, und den verdienen Sie."

Herr Niedlich stand langsam auf, lächelte, indem er sich an das schmale Kinn faßte, und runzelte seine Stirn zusammen, indem er mehrmals mit den Achseln zuckte. Er wußte nicht recht, was er thun sollte. Sein Hochmuth regte sich, allein dieser kämpfte mit der Begier, nicht alle Hoffnung fallen zu lassen. „Es ist wunderlich," sagte er endlich, „daß ein Mensch, wie ich, so behandelt wird von Leuten, die mich doch von Jung auf kennen."

„Ein Mensch wie Sie!" fiel die Meisterin hitzig ein. „Machen Sie keine Redensarten weiter, es hilft doch Alles nichts. Ich dächte, Sie hätten genug von gestern. Wenn mein Mann kommt, kann es noch schlimmer losgehen."

Bei dieser Drohung erwachte ein rachgieriger Stolz in Herrn Niedlich. „Ich habe mich wirklich schon zu lange hier aufgehalten,“ fiel er ein, indem er seinen Rock zuknöpfte.

„Zu lange schon? Da geht der Weg hinaus, Herr Niedlich.“

„Mit Menschen ohne Bildung muß man Nachsicht haben,“ antwortete Herr Niedlich würdevoll und mit einer Schwenkung nach der Thür.

Als er diese öffnete, hörte er hinter sich das gellende Gelächter der Frau Meisterin, und es kam ihm vor, als hätte sie ‚Er Hans Narr!‘ hinter ihm her geschrieen. Er stand einen Augenblick still und war so empört über diese neue Beleidigung, daß er umkehren und irgend etwas Schreckliches begehen wollte; allein er zog es dennoch vor, sich schnell aus dem Hause zu entfernen, weil ihm einfiel, daß der alte grobe Blechschmied ihn am Ende nochmals überfallen könnte.

In seiner Wuth lief er die Straße hinunter bis an den Platz, unter rachgierigen Gedanken aller Art, die wie Blitze durch seinen Kopf schossen. Alle seine sicheren Erwartungen waren getäuscht worden. Menschen, von denen er gewiß glaubte, daß sie alle Finger nach ihm ausstrecken würden, hatten ihn wie

einen Bettler behandelt, und was das Schlimmste war, es wußten Viele darum, denn er hatte ja Fräulein Hedwig und aller Welt von seiner Braut erzählt.

In den Schmerzen seiner gescheiterten Speculation und seiner Verluste stand er plötzlich vor dem Regierungsrath, der, seinen Vetter unter den Arm gefaßt, ihm entgegen kam; eben so schnell erhielt der Zorn des Agenten dadurch eine bestimmte Richtung. — Die beiden Verwandten waren im Gespräch begriffen und hätten vielleicht Herrn Niedlich, der den Kragen seines englischen Düffels hoch in die Höhe gezogen und den Hut wild in die Stirn gedrückt hatte, gar nicht beachtet; allein er selbst machte seine Gegenwart bemerklich, denn in dem Augenblick, wo Trifels lebhaft ausrief: „Das ist unmöglich, ich glaube es nicht!“ hielt Herr Niedlich dicht bei ihnen seinen Lauf ein und wandte sich um.

„Da ist Herr Niedlich,“ sagte der Regierungsrath, „der kommt wie gerufen, er kann uns Auskunft geben. Sie wissen gewiß, Her Niedlich,“ fuhr er fort, „ob Ihre schöne Nachbarin, Fräulein Marie, zu Hause ist?“

„Sie ist nicht zu Hause,“ antwortete Herr Niedlich, „aber . . .“

„Sie wissen auch nicht, wo sie sich befindet?“ fiel Her von Wolters ein.

„Nein, es ist mir auch ganz einerlei,“ sagte Herr von Niedlich stolz, „aber . . .“

„Ohne Zweifel in sehr guter Gesellschaft,“ unterbrach ihn Wolters nochmals: „ich möchte jedoch eine andere Frage an Sie richten; haben Sie bemerkt, daß Fräulein Marie öfter schon Abendspaziergänge gemacht hat?“

„Ich habe gar nichts bemerkt, ich will auch nichts bemerken,“ rief Herr Niedlich, „denn . . .“

„Sie sind ein kluger Mann,“ lachte Wolters. „Aber noch Eines, Herr Niedlich. Ist es Ihnen nicht so vorgekommen, als ob Fräulein Marie — nun, wie soll ich sagen — Sie ein wenig vernachläßigte, als ob Sie zurückgesetzt würden?“

Bei dieser Frage erwachte Herrn Niedlich's heftigste Empörung. „Wer ist daran schuld?“ rief er, und indem er sich zu Trifels wandte, fuhr er fort: „Sie sind daran schuld! Sie haben Sich einen Spaß mit mir erlaubt; ich verbitte mir Ihre Späße, Herr von Trifels!“

„Sind Sie närrisch geworden?“ fragte der Freiherr erstaunt.

„Es ist unwürdig für den Standpunkt Ihrer

Bildung," sagte Herr Niedlich, „überhaupt merkwürdig, mich in solche Falle zu locken."

„Ich habe schon oft an Ihrer Zurechnungsfähigkeit gezweifelt," erwiederte Trifels; „seit aber Meister Hartmann sich Ihrer annahm, scheint der letzte Rest davon verloren gegangen zu sein."

„Was?" schrie Herr Niedlich, seinen Kopf in den Nacken werfend, „damit machen Sie Sich breit? Mit einem Mordanfall auf Ihren Mitmenschen, den Sie verschuldet haben?!"

„Bei Gott!" erwiederte der junge Edelmann unmuthig, „kaum verlasse ich einen Narren, so läuft mir ein anderer in den Weg. — Gehen Sie auf der Stelle!"

Herr Niedlich fuhr zurück, als sei ihm eine Pistole auf die Brust gesetzt worden; ohne Laut und Widerstand lief er davon.

„Ich begreife wirklich nicht," sagte Wolters lachend, als er seinen Vetter weiter führte, „wie Du über diese lustige Person Dich erzürnen kannst. Mir macht es Vergnügen, ihn anzuhören, ich muß ihn morgen aufsuchen, trösten und versöhnen."

„Deine Mittheilung," erwiederte Trifels, „hat mich bestürzt gemacht und mit Unmuth erfüllt. Noch

halte ich Alles für unmöglich, für Täuschung, ich sträube mich gewaltsam dagegen.“

Der Regierungsrath blieb stehen und stieß seinen Vetter an. „Sieh dort hinüber,“ flüsterte er. An der anderen Seite der Straße, dicht an den Häusern hin, führte ein Herr eine Dame, deren schwarzer Schleier und grauer Mantel sich gut erkennen ließen. Der Herr hielt den Kragen hoch vor sein Gesicht, so gingen sie langsam weiter, bogen endlich in eine schmale Nebengasse ein, blieben dort stehen und schienen ein geheimes kurzes Gespräch zu führen. Der Herr legte einmal seinen Arm um seine Begleiterin, die ihm entfliehen zu wollen schien — wenigstens war es, als sträubte sie sich ihm weiter zu folgen; dann kehrte er mit ihr zurück, und Beide setzten ihren Weg fort, bis sie endlich, die Straße überschreitend, an der Thür des Blechschmiedes anlangten. Was in der tiefen Wölbung dieser alten Thür geschah, ließ sich nicht genau erkennen: es schien jedoch ein zärtlicher, langer Abschied zu sein, der durch die Stille der nächsten Umgebung und durch die Dunkelheit des Ortes begünstigt wurde. Endlich war die Thür geöffnet; in dem Augenblick aber, wo der Herr sich umkehrte und die Hand der Dame losließ, faßte eine andere Hand aus dem

finsteren Flur heraus auch seinen Arm und riß ihn mit einem gewaltigen Ruck herein.

„Ich will Euch die Liebesgedanken austreiben!“ schrie die rauhe Stimme des alten Meisters. Zugleich hörte man Fräulein Marie rufen: „Um Gottes willen, Vater, halt ein! Licht, Mutter, Licht! Du weißt nicht, was Du thust, laß mich los, Vater!“

Die Frau Meisterin stürzte aus dem Wohnzimmer mit der Lampe in der Hand. Da stand ihr Alter, wild und borstig wie ein Eber. Mit seiner einen Hand hatte er Mantel und Schulter seiner Tochter gepackt, die andere hielt er geballt über ihrem Kopf. Bei allem dem hatte Marie ihre Besonnenheit nicht verloren. Sie hatte ihren Begleiter von ihrem Vater befreit, diesen zurückgedrängt und den Freund hinter sich in der Ecke zwischen Hausthür und Wand glücklich geborgen, indem sie sich muthig vor ihn gestellt hatte.

In dem Augenblicke, wo das Licht auf diese Gruppe fiel, sank auch der Arm des alten Mannes nieder, die Frau Meisterin aber that einen hellen Schrei. „Herr Jesus!“ schrie sie, „was hast Du denn angerichtet?! Vater! Mann! Er muß in die Erde sinken vor Scham!“

Der Blechschmied starrte die Gestalt in der Ecke

wie eine Erscheinung an, und schwankend zwischen seinen Entschlüssen und der unerwarteten Aufklärung, murmelte er dumpf vor sich hin: „Herr Präsident! ja, so wollt' ich — aber ich hab's gehört und gesehen, Herr Präsident!"

Herr von Landau nahm eine lächelnde Miene an, hinter der sich seine Verlegenheit versteckte. Er winkte dem Handwerker zu und wandte sich zu der Meisterin, die vor ihm knirte und schalt und neue Entschuldigungen machte. — „Schweigen Sie doch, beste Frau, schweigen Sie," sagte er, „ich nehme es nicht übel, bin völlig zufrieden gestellt. Es war ein Irrthum, ein sehr verzeihlicher Irrthum. Alles wird sich aufklären, seien Sie überzeugt, wir werden bald wieder sehr gute Freunde sein."

„Bedanke Dich doch bei dem Herrn Präsidenten!" rief die Frau Meisterin, ganz Beweglichkeit und Freundlichkeit. „Nehmen Sie es doch gar nicht übel, gnädiger Herr, es ist gewiß nicht gern geschehen! Steh nicht so da, Hartmann, sage dem Herrn Präsidenten doch, wie leid es Dir thut!"

„Es thut mir leid," murmelte der alte Mann, „ich meinte, es sei ein Anderer; aber ich konnte es nicht denken, und — Herr Präsident — ich stand lange Zeit schon hinter der Thür, hörte da allerlei

mit an. Meine Tochter ist ein junges Ding, unerfahren und, wie Mädchen sind, leichtgläubig und eitel; ich aber bin ein ehrlicher Mann, und das will ich bleiben, Herr, will's bleiben, so lange ich die Augen offen habe."

„Wer zweifelt daran, mein lieber Meister!" sagte Herr von Landau begütigend.

„Es ist mir lieb, wenn Sie es nicht thun," fuhr der Blechschmied fort: „allein läugnen kann ich's nicht, daß ich's gehört habe, und läugnen können Sie es nicht, daß Sie es gesagt haben. Es waren Worte, Herr, wie man zu einem Mädchen spricht, das einem mit Leib und Leben angehört, und es ist mein Kind, Herr, mein einziges Kind. Ehe es in Unehre kommen soll, möcht' ich's mit meinen eigenen Händen erwürgen!"

„Was denken Sie nur, lieber Hartmann?!" fragte der Präsident.

„Ich weiß es nicht, Herr," antwortete der alte Mann finster aufblickend, „aber es ist nichts Gutes."

„Ach mein Jesus!" schrie die Frau Meisterin dazwischen, „wirst Du wohl artig sein?"

„Du schweigst!" grollte der alte Mann. „Ich sage es noch einmal, hören und sehen kann ich, und läugnen können Sie es nicht, daß das Mädchen da mit

Liebesnamen von Ihnen genannt wurde, die sich nicht schicken für einen Herrn, wie Sie es sind."

Bis dahin hatte Marie sich ruhig verhalten, jetzt aber trat sie neben den Präsidenten, der dem alten, heftigen Manne gegenüber stand und nicht recht zu wissen schien, was er noch antworten sollte. „Wo es sich um meine Ehre handelt," sagte sie sehr bestimmt, „ist es nothwendig, zu sprechen. Ja, Vater, ich läugne nicht, daß Herr von Landau mich mit zärtlichen Namen genannt hat, aber ich bin kein leichtgläubiges und eitles Mädchen; es ist auch nicht das erste Mal, daß der Herr Präsident mich begleitete und daß ich ihm erlaubte, mich so zu nennen; denn er hat mir gesagt, daß er mich liebt, und hat mich gefragt, ob ich mich entschließen könne, ihm meine Hand zu reichen. Dies hatte ich aus vollem Herzen mit Ja beantwortet. Es ist also kein leichtsinniges Begehen. Vater; Du wirst nun anders über mich urtheilen."

Der alte Mann stand regungslos bei diesem Bekenntniß. „Ist es wahr?" fragte er, ohne den Präsidenten anzusehen.

„Alles wahr, lieber Meister," flüsterte Herr von Landau. „Ich hätte jedenfalls in den nächsten Tagen mit Ihnen gesprochen."

„Nun denn, so — so wollte ich, daß — so mag's Gott gnädig mit uns Allen machen!" rief Hartmann seine schwarze Kappe packend, die er wild um seinen Kopf drehte, sich umwandte und in seine Wohnstube ging.

Nach einiger Zeit schlüpfte der Präsident aus dem Hause. Niemand schien ihn bemerkt zu haben: er hatte jedoch erst eine kurze Strecke zurückgelegt, als er seinen Namen nennen hörte und rasche Schritte hinter ihm laut wurden. Er stand still, sah sich um und erkannte seinen Schwiegersohn, den er ganz wo anders vermuthete; eben so erkannte er den Regierungsrath, der, wie es schien, seinen Vetter zurückhalten wollte, ihn aber doch begleitete. Der Präsident war unangenehm von diesem Zusammentreffen überrascht; als welterfahrener Mann ließ er jedoch davon nichts merken. „Sieh da, Trifels!" rief er den beiden Herren entgegen, „und auch Sie, mein bester Woiters! Kaltes Wetter heute, wohin wollen Sie?"

„Woher und Wohin sind Fragen von oft gar tiefsinniger Bedeutung," erwiederte der Regierungsrath. „Ich glaube, wir bedenken noch ein Weilchen, was wir thun wollen."

„Wollt Ihr mich begleiten?" fragte der Präsident.

„Es wird das Beste sein, Ihnen zu danken und Trifels mit mir zu nehmen,“ war die Antwort.

„Dann auf Wiedersehen! Gute Nacht, lieber Trifels!“

„Ich werde Sie begleiten, wenn Sie es erlauben!“ sagte dieser hastig, als fasse er seinen Entschluß. „Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen,“ fügte er hinzu.

„Wenn es nicht bis morgen Zeit hat, so kommen Sie denn,“ antwortete der Präsident; allein diese halb abweisende Form half ihm nichts: denn ohne darauf einzugehen, blieb Trifels bei ihm, während der Regierungsrath mit einem Gruße umkehrte.

Schweigend gingen sie einige Minuten lang neben einander, Jeder bedachte heimlich seine Lage, Keiner wollte den Anfang mit einem Austausch machen. Herr von Landau grübelte über die Vermuthung, ob Trifels etwas und wie viel von seinem Geheimniß wisse, oder was es sonst sein möchte, das er ihm mitzutheilen habe. Er beobachtete seinen Begleiter, der ernsthafter als sonst aussah, aber gar keine Anstalt machte, den Mund zu öffnen. Endlich war ihm diese Schweigsamkeit peinlich und ärgerlich. „Sie sind also nicht bei Hedwig geblieben?“ fragte er.

„Nein, ich hatte Geschäfte.“

„Diese müssen wichtig gewesen sein," lächelte der Präsident.

„Nicht besonders wichtig, doch wenig angenehm. Ich traf Wolters, der mich aufhielt."

„Ein sehr angenehmer Mann, sehr geistreich."

„Er hatte mir Manches mitzutheilen. Wir gingen hier lange auf und ab, bis wir Sie bemerkten."

„So!" sagte der Präsident.

„Sie waren nicht allein," fuhr Trifels fort.

Hierauf erfolgte keine Antwort. Nach einiger Zeit aber begann der Präsident in herausforderndem Tone: „Sie hatten mir etwas zu sagen, wenn ich recht hörte."

„Allerdings ja," erwiederte der Freiherr. „Ich sinne darüber nach, wie ich es thun soll, ohne Sie zu erzürnen. Ich halte es für meine Pflicht, nicht damit zu zögern, aber ich bitte Sie, was unbescheiden scheinen möchte, auf Rechnung meiner Verhältnisse zu Ihnen und meiner lebendigen Theilnahme zu setzen."

„Ich verstehe Alles," sagte Herr von Landau nach einer kleinen Pause. „Reden Sie, wir können uns aussprechen."

„Die Dame, welche wir in Ihrer Gesellschaft sahen, war — Marie."

„Sie war es," sagte der Präsident.

„Und wie ich versucht bin, zu glauben, haben Sie mehrmals schon Abend-Promenaden mit ihr gemacht."

Herr von Landau besann sich, ehe er antwortete. „Mein lieber Trifels," sagte er endlich, indem er still stand, „ich könnte Ihnen entgegnen: kümmern Sie Sich nicht um das, was ich thue, allein, da Sie Sich in meine Angelegenheiten mischen, so will ich Ihnen Rede stehen. Sie haben Recht, Marie ist öfter schon von mir begleitet worden. Es ist ein liebenswürdiges Mädchen, das mir sehr gefällt. Was also weiter?"

„Und Ihre Absichten dabei?" fragte Trifels.

„Meine Absichten? muß ich denn Absichten haben?"

„Ich glaube ja, und glaube noch mehr."

„Was glauben Sie denn?" sagte der Präsident, langsam weiter gehend.

„Daß Sie Absicht haben, dieses junge Mädchen — zu heirathen."

„Ah! Und was wäre Schreckliches dabei?"

„Meine Vermuthungen sind also begründet!"

Der Präsident hörte an dem Tone, wie erregt sein Begleiter war. „Ich will ganz aufrichtig mit Ihnen reden, Trifels," begann er, indem er seinen Arm in den Arm des Freiherrn legte. „Sie werden

mir beipflichten. Ich kenne Alles, was gegen eine solche Verbindung spricht, aber mein Lebensglück steht mir höher. Meine Zufriedenheit, meine Ruhe sind mir mehr werth, als alle Bedenken. Ich könnte eine sogenannte Partie machen, eine gesetzte, würdige Witwe oder dergleichen zu meiner angetrauten Gesellschafterin erheben, worüber sich Niemand wundern würde, dazu habe ich jedoch nicht die geringste Neigung. Ich will keine alternde Frau; eben so wenig aber eine von unseren gewöhnlichen Ball- und Gesellschafts-Schönheiten. Soll ich sie unglücklich machen und mich dazu? Manche dieser Damen würden nicht abgeneigt sein, den Präsidenten von Landau zu heirathen; was hätte ich von ihnen zu erwarten? Verwöhnt, wie sie alle sind, würde ich jedes Opfer für ihre Eitelkeit zu bringen haben, um sie für ihr Opfer zu entschädigen. — Ich sage Ihnen, Trifels, alle diese Weiber glauben Opfer zu bringen, wenn sie mit Verstand heirathen sollen. Sie prahlen damit, ihre Jugend und Gott weiß Alles geopfert zu haben, und gründen die unverschämtesten Ansprüche darauf. — Lieben würde mich Keine; es wäre auch Tollheit, das von ihnen zu fordern. Nun aber finde ich ein Mädchen, sittsam erzogen, häuslich, ohne Ansprüche, genugsam gebildet, jung, schön, liebens-

würdig und dabei voller Verstand, ohne die gewöhnlichen Mädchen-Anlagen sich den Kopf von verliebten Anbetern verdrehen zu lassen."

„Können Sie das beurtheilen?" fiel Trifels ein.

„Sie werden mir wohl glauben, daß ich aufmerksam verfahren bin," erwiederte der Präsident. „Ich weiß Alles, und habe mich überzeugt. Junge Männer gefallen ihr nicht. Es giebt Mädchen, mein lieber Trifels, obwohl sie selten sind, junge, schöne Mädchen, die das reife Alter der Jugend vorziehen. Marie sollte den Werkführer und Vetter ihres Vaters heirathen, den sie nicht mag, obwohl sie selbst gesteht, daß er gut und brav ist, eben so wenig mochte sie den Agenten Niedlich annehmen, der von Ihrer Mutter begünstigt wurde. Wenn nun ein solches Mädchen Ihnen gesteht, daß ihre Neigungen Ihnen allein gehören, daß sie trotz Ihres Alters, trotz der übrigen Bedenken Sie liebt, was würden Sie dann thun, Trifels?"

„Ich würde zunächst bedenken, ob es auch wahr sei."

„Ohne allen Zweifel ist es wahr!" sagte Herr von Landau.

„Glauben Sie nicht, daß Eitelkeit, Hochmuth,

die geheime Lust an dem Glanz und Range, den Sie ihr verschaffen können, die wahren Triebfedern sind?"

„Wenn Sie wüßten," erwiederte der Präsident, „mit welcher Angst das arme Kind eben deswegen erfüllt ist, Sie würden anders von ihr denken. Wäre ich ein einfacher Bürger, er würde ihr lieber sein, als der Präsident. Sie entsetzt sich vor dem Aufsehen, zittert vor dem Gerede und hat heute noch bitterlich bei der Vorstellung geweint, daß Hedwig, meine Kinder, Sie, und wer sonst mir nahe steht, ihr zürnen und sie mit Uebelwollen behandeln möchten. Das liebe, theure Kind gerieth in einen wahren Fieberzustand vor den Folgen ihrer Liebe, und — sehen Sie, Trifels — sie wollte Alles abbrechen; sie beschwor mich nicht weiter zu gehen, sie aufzugeben, weil sie um keinen Preis eine Schuld auf sich laden, lieber dulden und leiden wollte."

„Sehr edel," erwiederte Trifels, „oder sehr schlau!"

Der Präsident seufzte. „Ich glaube beinahe," fuhr er fort, „daß Ihr Vetter die Verhältnisse richtiger beurtheilt, als Sie es vermögen, was mir wehe thun würde; denn ich hoffte, in Ihnen den besten Vermittler zu finden."

Der Freiherr antwortete nicht sogleich, er ging einige Schritte schweigend weiter, dann aber sagte

er mit Entschiedenheit: „Ein solches Amt kann ich nicht übernehmen, denn ich glaube weder an die Liebe dieses Mädchens, noch an Ihr Glück. Das Ganze ist unnatürlich. Die Mißverhältnisse kommen von allen Seiten, Sie täuschen Sich und werden getäuscht. Hedwig hat den heftigsten Widerwillen schon jetzt gegen das Mädchen gefaßt, das allerdings seltene Eigenschaften besitzt, um zu gefallen und — zu heucheln."

„Mäßigen Sie Ihre Worte," fiel Herr von Landau ein, „und beleidigen Sie eine Dame nicht, die Ihre Achtung zu fordern haben wird!"

„Ich hoffe, daß Sie uns eine solche Stellung erzwungener Achtung sparen werden," sagte Trifels so ruhig, als er vermochte. „Bedenken Sie um des Himmels willen jeden Ihrer weiteren Schritte! Welche Mutter wollen Sie Ihren Kindern geben! Welchen Auftritten gehen Sie entgegen! Welche Trennungen von Ihren besten Freunden und welcher Bruch mit der Gesellschaft stehen Ihnen bevor!"

„Jämmerlich genug!" entgegnete der Präsident; „ich werde jedoch handeln, wie es mein Wohl fordert. Kaiser haben Tänzerinnen, Grafen und Prinzen schon Schauspielerinnen von schlechtem Ruf geheirathet, ich werde mich nicht elenden Convenienzen

opfern, die von mir fordern, daß ich den letzten Lebenszweig, der mir blühen könnte, ihren Götzen opfere. Marie ist ein unbescholtenes Wesen, Niemand der sie kennt und sieht, erwehrt sich ihrer Liebenswürdigkeit. Welche Fehler, welche Gebrechen, welche Laster weis't man ihr nach, wer kann Uebles von ihr reden? Was wissen Sie Schlechtes von ihr?"

„Ich weiß allerdings nichts geradezu Schlechtes," sagte Trifels, „allein ihr ganzes Benehmen bestärkt mich in der Ansicht, daß Herz und Natur bei ihr nicht zu finden sind."

„Das ist Verleumdung!" rief Herr von Landau heftig. „Irrthum!" verbesserte er sich; „ich werde mich nicht irre machen lassen."

„Herr Präsident," erwiederte Trifels kalt, „ich wollte Sie auf den rechten Weg führen."

„Den kenne ich selbst," gab er zurück. „Ich bedarf keiner Rathgeber."

„Deren bedarf jeder Mensch in schwieriger Lage, und wie ich meine, habe ich selbst das Recht dazu, Ihnen zu rathen, wo ich sehe, daß Sie eine Handlung begehen wollen, die jeder, der Sie liebt und ehrt, mißbilligen muß."

„Herr von Trifels!" sagte der Präsident in stolzem Tone — „doch was soll ich mich ereifern,"

fügte er ruhiger hinzu; „ich kann nichts mehr daran ändern. Ich habe mich Mariens Eltern erklärt, diese rasche Entwicklung ist mir selbst unerwartet gekommen. Jedenfalls kann ich nicht zurück."

„Wenn dieses der Fall ist," erwiederte der Freiherr, „so habe ich nichts mehr zu sagen." — Er grüßte den Präsidenten mit einer kalten Verbeugung, welche dieser erwiederte. So trennten sich Schwiegervater und Schwiegersohn.

Fünftes Capitel.

Fräulein Emma hatte ihre Tagesgeschäfte in Ordnung gebracht und räumte in ihrem Zimmer auf, wo es so ordentlich und sauber aussah, daß eigentlich nichts aufzuräumen übrig blieb. Sie strich jedoch an den Vorhängen und wischte über Scheiben und Geräthe, wobei sie lauschend stehen blieb und einige Male sich der Thür näherte, um zu horchen. Ihr Zimmer lag dicht an der Treppe, welche aus dem Seitenflügel des Hauses heraufführte, und als sie endlich Jemanden kommen hörte, sah sie hinaus, wartete einige Zeit und sagte dann: „Treten Sie hier herein, wenn es Ihnen gefällig ist.“

Der Hereintretende war Reinhold. Er hielt bescheiden seinen Hut mit beiden Händen und

verbeugte sich vor Fräulein Emma, als diese einen Stuhl rückte und ihn zum Sitzen einlud.

„Gedulden Sie noch einen Augenblick," begann sie, „ich werde Ihnen sogleich mittheilen, weshalb ich Sie bitten ließ, mich zu besuchen." — Mit diesen Worten ging sie nochmals zur Thür, schob zu Reinhold's Verwunderung einen Riegel vor und kehrte dann zurück, indem sie die Einladung zum Sitzen wiederholte.

„Ich will Ihnen ganz kurz sagen, was mich dazu bewog," fuhr sie fort. „Ich will Sie zu einer Hilfeleistung auffordern, und zwar zur Hilfeleistung für einen Freund."

„Gern, sehr gern," antwortete Reinhold in seiner sanften, unterthänigen Weise, indem er die rechte Hand auf seine Brust legte.

„Hören Sie, Herr Stark," sagte sie, ihre hellen, grauen Augen fest auf ihn richtend, „vielleicht werden Sie mich nicht ganz verstehen; auf jeden Fall aber geben Sie mir Ihre Hand darauf, daß Sie gegen jeden schweigen wollen, der nicht nothwendig davon wissen muß."

Er legte seine kräftige Hand in die ihre, welche sie ihm entgegen hielt, die warmen, weichen Finger des Fräuleins drückten herzhaft zu, und wie sie dazu

lächelte und ihn voller Vertrauen anblickte, lief ein seltsam wohlthuendes Gefühl durch seinen Arm bis in die Brust.

„So!“ begann sie dann, „jetzt will ich zu Ihnen sprechen. Ich weiß, Herr Stark, daß Sie Ihrer Cousine Marie zugeneigt sind und sie zu Ihrer Lebensgefährtin nehmen möchten. Ist es nicht so?“

Eine jähe Röthe färbte Reinhold's ganzes Gesicht. Die Frage überraschte ihn, und mit seiner Bestürzung verband sich ein Gefühl von Scham vor der Antwort, welche er geben sollte. Nach einigen Augenblicken sagte er mit so vieler Fassung, wie ihm möglich war: „Ich will nicht läugnen, daß ich daran dachte, doch jetzt nicht mehr; nein, nicht mehr, und — Fräulein Ruhwald — ich weiß nicht . . . . .“

„Sie wissen nicht, wie ich dazu komme, Sie darnach zu fragen,“ fiel sie ein, „ich will es Ihnen sagen, Herr Stark; weil ich von Ihnen hören möchte, wie die Verhältnisse im Hause Ihres Vetters sind, und weil ich Ihnen etwas mittheilen, Ihnen einen Rath geben möchte, wie Sie zur Erfüllung Ihrer Wünsche gelangen könnten.“

„Meine Wünsche konnten sich nicht erfüllen,“ antwortete Reinhold sanftmüthig, „denn — da ich davon sprechen soll, Fräulein Ruhwald, so muß ich

sagen, Marie hat keine Neigung für mich, und Zwang möchte ich ihr niemals anthun lassen, niemals könnte ich es dulden."

„Sie ist sehr thöricht, wenn sie es dazu kommen ließe," sagte Fräulein Emma; „aber wenn Sie Ihre Cousine lieben, Herr Stark, so kann es doch Fälle geben, wo die Liebe den Zwang entschuldigt, in der Ueberzeugung, dadurch die Geliebte vor Gefahren und großem Unheil zu bewahren, und in der Hoffnung, sie durch die Stärke und Reinheit einer edlen Zuneigung zu versöhnen."

Reinhold schüttelte leise den Kopf. „Es geht doch nimmer an," sagte er dann. „Wenn ein Mädchen nicht freudig Ja sagt, kann Alles nicht helfen. Man muß es sich aus dem Sinn schlagen und ihr Gottes Segen für ein anderes Glück wünschen."

„Wissen Sie, Herr Stark, was ich denke?" antwortete Fräulein Emma nach kurzem Besinnen. „Ich denke, Sie sind viel zu gut, und Ihre Cousine — ich will nicht weiter von ihr sprechen, allein hören Sie mich an und thun Sie dann, was Sie wollen. — Sie haben einen Nebenbuhler."

„Ich weiß es," flüsterte Reinhold, „mag es sein."

„Sie denken, wie es scheint, an Herrn Niedlich," fuhr Fräulein Emma fort. „Nein, Herr Stark, es

ist ein anderer und gefährlicherer. Ein Herr nicht mehr jung, aber reich und vornehm, hat ihre Cousine gesehen, und trotz seiner Jahre und aller Mißverhältnisse ist er, wie ich nicht zweifle, nahezu entschlossen, sie zu heirathen. Wissen Sie etwas davon?"

„Nein," erwiederte Reinhold, „ich weiß kein Wort und möchte es nicht glauben."

„Trauen Sie Ihrer Cousine zu," fuhr Emma fort, „daß sie einen solchen Antrag annimmt, wenn er ihr gemacht wird?"

Reinhold blickte vor sich nieder und sagte leise: „Es wäre wohl möglich."

„Also," erwiederte Fräulein Emma, „habe ich geglaubt, daß, wenn Ihr Vetter nicht etwa damit einverstanden ist . . . . ."

„Das ist er gewiß nicht," fiel er ein.

„Nun, so wäre es für alle Theile das Beste, wenn man Ihre Cousine bewegen könnte, ihrer Eitelkeit nicht nachzugeben, die sie nicht glücklich machen, aber mancherlei Unheil verbreiten würde, und eben deswegen, Herr Stark, schwebte es mir vor, daß es eine edle That wäre, wenn Sie ein Mädchen, das Sie von Herzen lieben, vor sich selbst und seinem Leichtsinn retteten. Was sagen Sie dazu?"

„O, ich, — ich verstehe Sie," sagte er, vor

sich niederblickend, „allein — verzeihen Sie mir, daß ich anders darüber denke; denn — wenn ich Marien auch wirklich leidenschaftlich liebte, so würde ich dennoch keinerlei Gewalt brauchen können. Sollte sie gezwungen werden, jenen Herrn zu heirathen, dann würde ich gern alle Mittel aufbieten, um ihr zu helfen; so aber — nein, nein, mein liebes Fräulein, damit ist es nichts — Alles, was ich thun kann, besteht darin, meinem Vetter zu sagen, wie es mit ihr steht. Das heißt, wenn Sie es wünschen und von der Wahrheit überzeugt sind.“

Die Wirthschafts-Führerin sah ihn wohlwollend an. — „Gut,“ begann sie dann, „auch damit bin ich zufrieden. Ein feuriger Liebhaber sind Sie nicht, Herr Stark, aber ein sehr wackerer, redlicher Mann. Sprechen Sie also mit Ihrem Vetter, sagen Sie ihm, was Sie gehört haben, und wenn ich Sie aufforderte, einem Freunde damit Dienste zu leisten, so meinte ich den Herrn von Trifels, den die Sache sehr nahe angeht.“

„Sie haben mir den Namen des Herrn noch nicht genannt,“ erwiederte Reinhold. „Ich glaube zwar — allein . . . .“

„Ich denke, Sie haben ihn längst errathen,“ erwiederte sie, „denn wer könnte es anders sein als . ..“

Sie hörte auf zu sprechen, denn plötzlich klopfte es leise an der Thür, und eine flüsternde Stimme sagte, während an dem Drücker gedreht wurde: „Sind Sie hier, Täntchen? Der Riegel ist vorgeschoben, Sie müssen also hier sein. Oeffnen Sie, ich möchte Sie sprechen."

Indem Fräulein Emma mit ausdrucksvoller Geberde auf den einzigen Versteck zeigte, der im ganzen Zimmer vorhanden war, nämlich auf die Vorhänge ihres Bettes, antwortete sie laut und ruhig: „Gedulden Sie Sich einen Augenblick, ich komme sogleich. Wollen Sie mich nicht im Wirthschafts-Zimmer erwarten?"

„Ich möchte Sie hier auf einige Minuten sehen," antwortete der Präsident, der draußen stand. „Drüben ist zu viel Lärm und Störung."

„Sogleich denn," sagte das kluge Fräulein, und die Stühle rückend, hob sie rasch den Vorhang an der Wandseite auf und bedeckte den gelehrigen Arbeiter damit. Dann zog sie den Riegel zurück, und Reinhold konnte den Präsidenten erkennen, der hereintrat und lächelnd umherblickte. „Es ist ja Alles in schönster Ordnung hier," sagte er. „Mancher wird mich beneiden, daß ich Erlaubniß habe, in dieses Allerheiligste einzudringen."

„Ich glaube nicht," erwiederte sie, „daß es Jemanden giebt, der sich darnach sehnt; auch habe ich keine Zeit, Besuche zu empfangen."

„Kluges Täntchen!" sagte Herr von Landau, ihre Hand nehmend, „wollen Sie mir damit zu verstehen geben, daß ich zur Sache kommen soll? Wohlan denn, Sie sollen hören, erst von Ihnen, dann von mir, oder abwechselnd von uns Beiden." — Er setzte sich auf denselben Stuhl, den Reinhold so eben verlassen hatte, und schien eine Minute lang Fräulein Emma's Gesicht zu studiren. „Ich will wetten," begann er dann, „daß Sie schon Alles wissen! Ist Trifels in Ihrer Nähe gewesen?"

„Keines von beiden," antwortete sie.

„So muß ich Ihnen gestehen," fuhr er, ernster werdend, fort, „daß Trifels mir Sorge macht, und sein Benehmen gegen mich — doch davon spreche ich später — ich fürchte, wir werden in Zerwürfnisse gerathen, wenn er so fortfährt."

„Ich bin erstaunt," sagte sie, „das zu hören. Herr von Trifels, der so fein, so liebenswürdig ist, sollte Ihnen Sorge machen? Er liebt Hedwig aufs zärtlichste."

„Aber mich liebt er nicht, mich gar nicht!" fiel der Präsident ein.

Fräulein Emma lachte laut. „Das verlangen Sie also auch von ihm?“ erwiederte sie, während ihre klugen Augen ihn scharf beobachteten.

„Bah!“ sagte er, „hören Sie mich an, Täntchen. Ich habe gestern Abends einen Auftritt mit ihm gehabt. Ich führte Marien nach Hause, er stellte mich förmlich darüber zur Rede, drohte mir mit allen möglichen Uebeln, ohne Einsicht und Billigkeit. Jetzt begreifen Sie Alles.“

„Alles,“ war ihre Antwort.

„Haben Sie mit Hedwig über Marie gesprochen?“ fragte er.

„Gesprochen, ja, doch mit sehr geringem Erfolg.“

Herr von Landau kreuzte die Arme und lächelte. „Ich kann es mir denken,“ sagte er, die Augen zusammenziehend, „daran ist er schuld. Hedwig ist gutherzig, ohne Charakter; wenn er wollte, könnte er sie zu Allem bewegen. Er wird es zum Aeußersten bringen.“

„Wie ich ihn zu kennen glaube, wird er allerdings sich aus allen Kräften gegen Ihr Vorhaben erklären,“ antwortete sie.

„Es wird ihm aber nichts helfen!“ rief er lebhafter. „Was will er denn, was wollen sie alle?

Ist Marie nicht ein liebes, vortreffliches Kind? Sagen Sie mir, ob Sie etwas Böses von ihr wissen."

„Ich weiß wirklich nichts Böses, überhaupt weiß ich nichts, möchte auch so wenig wie möglich davon wissen."

„Sie wollen neutral bleiben, Täntchen," antwortete er lächelnd, „gut, Sie sollen neutral bleiben. Ich weiß, Sie sind meine Freundin, und wenn ich Ihnen ins Ohr sage: Ich werde Marien heirathen, mag geschehen, was da will, so werden Sie mir Glück wünschen."

Eine Antwort wurde der Wirthschafts-Führerin gespart, denn Herr von Landau wandte den Kopf um und sah horchend im Zimmer umher. „Es ist doch Niemand hier?" fragte er. „Es war mir, als hätte ich ein Geräusch gehört."

„Sie haben Sich getäuscht," erwiederte sie vollkommen ruhig.

„Nun, Emma," fuhr er fort, „ein paar Worte über Sie. Wir haben vor einigen Tagen auch über Ihr Herz verhandelt, und Sie haben mir erklärt, daß Sie gern heirathen würden."

„O, lassen wir das jetzt!" fiel sie ein.

„Sie wollen nur, wie Sie sagten, einen Mann, den Sie achten und lieben könnten," fuhr er fort,

ohne ihren Einspruch zu beachten. Sie sind jedoch ein viel zu verständiges Mädchen, um eigensinnigen Launen nachzuhangen. Ein gebildeter, wohlhabender Mann, gefällig und überall gern gesehen, ist immer ein achtungswerther Mann, und was ihm etwa fehlt, weiß eine kluge Frau ihm zu geben. Wenn ich heirathe, will ich durchaus auch für Sie sorgen, und darum habe ich an eine Partie gedacht, die Ihre Wünsche erfüllen wird. Sie müssen Niedlich heirathen!"

„Ich konnte es mir denken," lachte Fräulein Emma, ohne alle Verwunderung.

„Und was sagen Sie dazu?"

„Ich sage Ihnen besten Dank und werde es mir überlegen."

„Er paßt durchaus. Sie werden in anständiger Weise versorgt, und ich werde Sie ausstatten. Mein Haus soll zu allen Zeiten Ihnen offen sein, Sie werden Mariens beste Freundin werden. Lassen Sie mich die Sache in Ordnung bringen; Niedlich soll zu Ihren Füßen liegen, er ist ja schon Ihr eifriger Bewunderer."

Bei seinen letzten Worten sagte eine Stimme, die nicht verkannt werden konnte, durch das Schlüsselloch draußen dicht an der Thür: „Darf ich eintreten, Fräulein Emma?"

„Bei meiner Ehre," flüsterte der Präsident spöttisch lachend, „da ist er schon! Das Schicksal oder Gott selbst führt ihn her. Lassen Sie ihn herein, Täntchen; ich glaube, Sie haben den Vogel schon gezähmt."

„Ich bitte mir Zeit dazu aus," erwiederte Fräulein Emma in ihrer entschiedenen Weise; „noch darf er nichts erfahren. Erst müssen Ihre Angelegenheiten geordnet sein."

„Sie sind immer klug, Täntchen," flüsterte Herr von Landau. „Oeffnen Sie ihm die Thür, er muß wenigstens die Freude haben, Sie zu sehen."

Die Thür ging auf und draußen zeigte sich Herr Niedlich in einer Stellung, welche es ungewiß ließ, ob er horchen oder anklopfen wollte. „Bitte tausend Mal um Verzeihung!" stotterte er mit einer Anzahl Windungen seines langen, schmalen Körpers, als er unterthänig grinsend den Präsidenten erkannte, der mit einem sardonischen Lächeln, die Füße gekreuzt in dem Stuhle saß. „Kommen Sie doch näher, Herr Niedlich," unterbrach er die Rückenschwingungen und Entschuldigungen des Agenten. „Es hilft Alles nichts, Sie sind nun doch einmal ertappt bei Ihren schönen Vorsätzen, Fräulein Emma zu besuchen."

„O, bitte, erlauben Sie, verehrtester Herr

Präsident," antwortete Herr Niedlich, „ich wollte nur fragen — es wäre ohne alle Bildung am frühen Morgen!"

„Ich erlaube Ihnen sehr gern Alles, was Sie wünschen," fiel Herr von Landau ein. „Fräulein Emma wird nichts dagegen haben, wenn Sie ihr die Hand küssen und Sich nach ihrem Befinden erkundigen."

Herr Niedlich ergriff pflichtschuldigst die feste, kräftige Hand der Wirthschafts-Führerin, die sich ohne alles Widerstreben seine Huldigungen gefallen ließ.

„Aber Sie haben uns noch immer nicht gesagt, was Sie heute zu mir führte," begann Fräulein Emma endlich.

„Gar nichts von Bedeutung," sagte er, „durchaus nichts! Ich wollte nur sehen, fragen . . ." Er hielt inne, denn daß er ihr vertrauen wollte, was ihm begegnet, mochte er nicht beichten; gleich aber fiel ihm das Beste ein, was er vorschützen konnte. „Ich wollte mich nur erkundigen, ob der Herr Präsident schon zu sprechen sei," sagte er, sich vor diesem verbeugend. „Mich wollten Sie sprechen?" fragte Herr von Landau, der aus seinem Nachdenken aufblickte. „Gut, Herr Niedlich, begleiten Sie mich. Was Fräulein Emma anbelangt, so haben Sie sehr Recht, wenn Sie entzückt von deren Nähe sind. Ich achte und

liebe sie wie meine Tochter und preise den Mann glücklich, den sie auszeichnet; denn sie ist ein Schatzkästchen aller Tugenden und Vorzüge."

Der Präsident legte, während er dieses sagte, seine rechte Hand ihr ans Kinn und nahm eine Miene an wie ein Seher und Prophet. Geduldig hielt Fräulein Emma still, ohne sich zu rühren. Herr Niedlich aber fing mit Begeisterung die Aussprüche des hohen Gönners auf, und seinen Hut an seine Brust pressend, rief er entzückt: „Ganz, was ich empfinde, was jeder empfindet, der wie Schiller sagt, gefessellt steht, gerührt von solchem Reiz!"

„Still, still!" fiel Herr von Landau mit einem boshaften Seitenblick auf das derbe Gesicht seiner Wirthschafterin ein. „Ich muß Sie fortführen, Herr Niedlich, damit Ihre Gefühle nicht poetisch auflodern; allein ich verspreche, Ihnen Gelegenheit zu geben, meiner theuren Pflegetochter ungestört Ihr ganzes Herz aufzuschließen. Jetzt begleiten Sie mich."

„Sie erlauben es doch, liebe Emma, daß Herr Niedlich wiederkommt?" fragte er, indem er ihr die Hand drückte.

„Es wird mir jederzeit zur größten Ehre gereichen," sagte sie mit einem verbindlichen Lächeln.

„Sie sind sehr glücklich, Niedlich, ich möchte in

Ihrer Stelle sein!“ rief der Präsident; „aber nun fort mit uns beiden.“ — Er öffnete die Thür, schob seinen Arm herablassend in den Arm des Agenten und ging mit ihm davon.

Einige Minuten lang wartete Fräulein Emma. Als sie nichts mehr hörte, wandte sie sich zu dem Vorhange und sagte leise: „Kommen Sie heraus, Herr Stark. — Sie wissen jetzt Alles,“ fuhr sie fort, als der Arbeiter aus seinem Verstecke trat. „Ueberlegen Sie nun, was Sie thun können.“

„Aber Sie — Sie selbst,“ erwiederte er verwirrt, und indem er muthiger den Kopf erhob, fügte er hinzu: „Wenn Sie es mir verzeihen wollten, daß ich es wage, so zu reden — ich kenne diesen Herrn da, den Herrn Niedlich.“

„Sie wollen mich vor ihm warnen?“ fiel sie ein.“

„Ja, das will ich,“ sagte er. „Ich würde jeden Freund vor ihm warnen.“

„Ich danke Ihnen,“ versetzte sie lächelnd, „doch seien Sie unbesorgt. Glauben Sie nicht, daß ich mich verhandeln lasse. Inzwischen thut es mir wohl, daß ich einen Freund habe, der sich meiner annimmt.“

„O,“ sagte er bewegt, „wenn ich Ihnen irgend welche Dienste leisten könnte, Fräulein Ruhwald, so würde es mir große Freude machen.“

Sie blickte ihn freundlich mit ihren klaren, scharfen Augen an und bot ihm ihre Hand. „Wenn das einer von unseren Salonherren oder Herr Niedlich sagte, so würde ich nichts darauf geben," erwiederte sie; „Ihnen aber glaube ich, und wenn ich Hilfe nöthig habe, werde ich Sie an Ihr Wort mahnen. Jetzt gehen Sie fort, ehe man uns nochmals überrascht, und Gott befohlen, Herr Stark, auf Wiedersehen!"

Reinhold eilte davon und war bald auf der Straße. Es war etwas in ihm, das ihn frischer und freudiger stimmte, als er seit langer Zeit gewesen. „Weiß es Gott!" murmelte er leise lächelnd sich zu, „es ist mir, als hätte sie mir Trost ins Herz gebracht. Darin hat Herr Niedlich Recht, wer in ihre Nähe kommt, dem thut es wohl. Es muß in ihren Augen liegen, die wie Sonne wärmen und leuchten, oder es liegt in Allem, was sie spricht, weil's so gut und verständig klingt. Schön ist sie nicht, Marie ist viel schöner, auch viel jünger, und doch ist es ein eigen Wesen damit, und es freut mich, daß sie etwas auf mich hält."

Unter diesen Betrachtungen erreichte er das Haus des Meisters und ging über die Flur hin nach der Werkstatt. Als er an dem Wohnzimmer vorbeischritt, hörte

er laute Stimmen, und mit einem Blicke durch das kleine Fenster erkannte er die Personen darin. Der Vetter und die Frau Muhme waren da, und zwischen Beiden stand der Herr von Trifels, am Fenster aber stand Marie. Es war ein lautes und lebhaftes Gespräch, und zum ersten Male in seinem Leben blieb Reinhold stehen, um zu horchen. Zuerst geschah es, weil er seinen Namen hörte, nach einigen Minuten aber wurde er durch das, war er vernahm, so gefesselt, daß er darüber die Bedenken vergaß, welche ihm sein unrechtes Thun vorwarfen.

„Was Reinhold betrifft," sagte Marie, „so würde ich gewiß gern die Wünsche meines lieben Vaters erfüllt haben, allein es war nicht möglich, würde mir auch niemals möglich sein."

„Reinhold ist ein so trefflicher Mensch," erwiederte Trifels, „daß ich überzeugt bin, er würde jedes Mädchen glücklich machen."

„Man kann ein vortrefflicher Mensch sein," antwortete sie, „und dennoch keine Neigungen erwecken. Ich bedaure es recht sehr, daß es sich aber so gefügt hat . . ."

„Und es ist Gottes Wille gewesen!" fiel die Frau Meisterin ein; „denn wenn es nicht Gottes

Wille war, so hätte es ja niemals so kommen können, wie es gekommen ist."

„Laß unseren Herrgott aus dem Spiel, der hat nichts damit zu schaffen!" rief der Meister, indem er die Kappe umdrehte und unter seinen buschigen Augenbrauen wild auf seine Frau blickte.

„Wir nennen nur zu oft den Zufall Gottes Werk," sagte Trifels, „und wenn, was sich begiebt, uns gefällt, preisen wir es als Wink der Vorsehung."

„Sie selbst," antwortete die Frau Meisterin unerschrocken, „haben ja dabei mithelfen müssen, daß Mariechen die Bekanntschaft machen konnte."

„Wenn ich die Folgen geahnt hätte," erwiederte er, „würde ich allerdings mich davor gehütet haben."

„Bedanke Dich doch, Marie, bedanke Dich doch!" rief sie, indem sie selbst einen Knix machte und ihre Augen rachsüchtig blitzten. „Von Ihnen am allerwenigsten hätte man solche Freundschaft vermuthen sollen."

„Meine liebe Frau Hartmann," sagte Trifels, „ich bin Ihr Freund, wie ich es immer war, und bin der Freund dieser jungen Dame, Ihrer Tochter, weil ich sonst nicht so, wie ich es thue, mit Ihnen allen reden würde. Gestehen Sie mir aufrichtig, welches Heil können Sie erwarten, welches Glück

Marie, hoffen Sie selbst von einer Verbindung wie diese, mit einem Manne der älter ist als Ihr Vater, der leidend ist, der erwachsene Kinder besitzt? Ich möchte Ihnen nicht wehe thun, aber Sie sehen nur das äußere glänzende Verhältniß, den Schein eines Glückes, das nichts ist als leerer Schimmer."

„Ich muß mich dagegen verwahren, Herr von Trifels," erwiederte das junge Mädchen, anstandsvoll ihren Kopf aufhebend, „daß Sie nach ihren Meinungen mich beurtheilen."

„Wenn es nicht Eitelkeit ist, die Sie antreibt," rief er aus, „was könnte es dann sein? Hat der Präsident — ja, ich muß so fragen — hat er wirklich Ihre wahrhafte Liebe erwecken können?"

„Ich glaube nicht nöthig zu haben, Ihnen darüber eine Rechenschaft abzulegen," antwortete sie, züchtig lächelnd, und die Augen niederschlagend.

„Nein, das haben Sie nicht nöthig; ebenso wenig aber können Sie hindern, daß die Welt Ihnen eine ganz andere Berechnung zuschreiben wird."

„Ich werde mich darüber trösten müssen," sagte sie.

Trifels drehte sich um, ging einige Schritte, um sich zu sammeln, und kehrte zurück. Alle schwiegen. „Diese Situation ist sehr peinlich," begann

er dann nochmals; „ich kann Ihnen nicht verschweigen, daß ich Alles anwenden werde, um wenn irgend möglich, den Präsidenten von seiner Uebereilung zurückzubringen.“

„Ach Du armes Kind, mein armes Kind!“ schrie die Frau Meisterin.

„Sei ruhig, Mutter,“ sagte Marie mit würdevoller Sanftmuth; „Herr von Trifels mag thun, was er für gut findet. Ich habe den Herrn Präsidenten nicht aufgesucht, er hat darüber allein zu entscheiden.“

Trifels empfand, daß sie ihrer Sache gewiß war. Der Blick, den sie auf ihn warf, und ihr scheinheiliges Lächeln empörten ihn. „Sie nehmen schwere Verantwortung auf Sich,“ sagte er, auf sie zutretend, „Sie müßten selbst davor erschrecken. Sie reißen die Kinder vom Herzen ihres Vaters, vernichten einen bis dahin schönen und einigen Familienkreis. Die Freunde und Verwandten des Präsidenten werden sich von ihm trennen, sie werden ihn verblendet und altersschwach, von einer sinnlichen, thörichten Leidenschaft befallen nennen, die einen Mann in seinen Jahren und in seiner Stellung dem Gelächter und der Verachtung Preis giebt.“

„Ich bitte Herr von Trifels, verschonen Sie

mich!" fiel das junge Mädchen ein, und indem sich ihre Augen mit Thränen füllten, welche sie rasch zudrückte, fuhr sie mit unbeirrter Fassung fort: „Ich habe mir nichts vorzuwerfen und werde mir niemals Vorwürfe machen können. Will die Familie mich verdammen, so kann es nur aus Hochmuth geschehen. Mein Vater wird auch von Ihnen geachtet, was kann man mir nachsagen? — Mein Alter paßt nicht? Darüber zu entscheiden, ist meine Sache allein. Meine Bildung ist mangelhaft? Wenn mein Bräutigam damit zufrieden gestellt ist, so hat kein Anderer sich zu beschweren. Ich soll also einen großmüthigen, liebenswerthen Mann verlassen, weil seine Familie mich nicht mag, weil ich kein hochgeborenes Fräulein bin, und dafür soll ich so geschwind wie möglich einen Menschen heirathen, den ich nicht leiden kann. O, ich glaube, Sie würden nicht anstehen, mich dem abgeschmackten Niedlich oder dem halbtollen Herzberg anzutrauen, damit es dem Präsidenten unmöglich gemacht würde, sich mir zu nähern! Ich soll meinen besten Freund, den Gott mir zugeführt hat, von mir stoßen, ich soll ihm das schwerste Leid zufügen! Ist das recht? Ist das nicht grausam! — Nein, Herr von Trifels, das werde ich niemals thun. Hier sind meine Eltern. Ich bin immer eine

gehorsame Tochter gewesen, habe mich nie gegen sie vergangen. Wie sie über mich bestimmen wollen, so mag es geschehen."

„Das wäre noch schöner!" rief die Frau Meisterin. „Unser Kind sollen wir von seinem Glücke abhalten, weil die vornehme Familie die Nase rümpft! Der Himmel hat es so gefügt, von uns hat Keiner was dazu gethan. Wir haben auch den Herrn nicht hieher geladen, er ist selbst gekommen und hat uns gesagt, ohne Marie könnte er nicht leben, es wäre sein heiliger Ernst, er gäbe sein Wort darauf."

Der junge Edelmann sah nachdenkend vor sich hin und auf den Meister, der mit finsterem Gesicht in seinem Stuhle saß, jetzt aber aufstand und zwischen die Streitenden trat. — „Sie wollen es von mir hören, Herr von Trifels," begann er, seine Stimme zusammendrückend, als werde ihm der Hals zugeschnürt; „ich kann's denken, was Sie meinen. Wär's Blech, ich wollte einen Hammer nehmen und darauf schlagen, bis er spränge; aber es ist ein Gewebe von Menschenhand, und es haben Viele daran gedreht, bis es so geworden ist, daß es Einer nicht mehr bewältigt. Recht ist es nicht, es ist gegen die Ordnung; mein Wille ist es auch nicht, ich habe nicht dabei geholfen; aber da es so weit gekommen, daß

Marie sich ihm hat zugeschworen, daß er gesprochen hat, und hat das Wort gegeben und bekommen, so geht's allemal nicht mit Ehren rückwärts, denn Ehre ist Ehre, und Wort ist Wort. Er müßte es brechen wollen, ich thu's nicht, machen Sie es aus mit ihm."

Damit setzte sich der alte Meister wieder nieder, stützte den Kopf in seine Hand und rückte die Kappe tief über die Stirn. Es entstand eine Stille drinnen, dann hörte Reinhold den Herrn von Trifels sagen: „So muß ich thun, was mir übrig bleibt, um die Interessen der Familie zu schützen, so viel ich es vermag. Ihre Hand, lieber Meister, wir werden dennoch Freunde bleiben." — Weiter hörte Reinhold nichts, denn er verließ schnell den Ort und eilte in seine Kammer.

Sechstes Capitel.

Der Abend schickte sein tiefes Dämmerlicht in Herrn Niedlich's warmes, behagliches Zimmer, dessen glänzende Tapeten vom Scheine des Feuers überflackert wurden, das in dem Kaminofen brannte. Auf dem Tische stand eine große Moderateur-Lampe, diese war jedoch noch nicht angezündet; neben ihr ließ sich Backwerk und eine Weinflasche sammt Gläsern erkennen. Herr Niedlich erwartete somit Gäste, denen zur Ehre er diese festlichen Anstalten getroffen hatte, oder vielmehr er hatte schon einen Gast, denn vor dem Kamine saß eine dunkle Gestalt in einem der Armsessel, während Herr Niedlich selbst mit seiner rastlosen Beweglichkeit zwischen Tisch und Ofen hin und her lief und dabei erzählte, lachte und mit Armen thätig war.

„Gute Geschäfte gemacht, Alles in Ordnung, Sie sollen gleich hören," sagte Herr Niedlich. „Was ich anfange, geht; man muß seine Sache nur verstehen, so geht Alles. Aber zunächst will ich die Lampe anstecken, echter pariser Moderateur, theuer allerdings, brennt jedoch wundervoll. Wir müssen uns doch setzen, zu jeder Aufklärung gehört Licht."

Der Gast wandte sich um, und das Feuer im Kamin funkelte über zwei Brillengläser und beleuchtete die bekannten Gesichtszüge des Regierungsrathes von Wolters. — „Lassen Sie die kostbare Lampe, wie sie ist," sagte er; „ich bewunderte sie schon, als ich eintrat, sitze aber lieber in diesem warmen Halbdunkel. Sagen Sie mir, ob sie den Präsidenten trafen und was geschah."

„Alles abgemacht," fiel Herr Niedlich ein, der am Tische stand und die Kugel wieder auf die Lampe steckte, denn er war zufrieden, daß Oel gespart wurde. „Verlassen Sie Sich darauf, was ich in die Hand bekomme, wird abgemacht. Nehmen Sie ein Stückchen Baumkuchen. Herr von Wolters. Er ist von Conradi, ganz frisch, excellent!"

„Ich danke Ihnen," erwiederte der Regierungsrath, „ich esse nicht. Was sagte also der Präsident?"

„Nicht?" rief Herr Niedlich, „keinen Baumkuchen?

Ist es möglich, wie kann man keinen Baumkuchen essen! Der König ißt alle Tage Baumkuchen. Sr. Majestät hat ganz meinen Geschmack, folglich kann mir ein königlicher Geschmack nicht abgesprochen werden. Was? hehe!"

Der Regierungsrath klemmte sein Stöckchen mit dem Pferdefuß zwischen seine Lippen und gab keine Antwort:

„Kein Baumkuchen also," fuhr Herr Niedlich fort, indem er sich selbst ein mächtiges Stück in den Mund stopfte, „aber ein Gläschen Rheinwein. Altes Gewächs, auf Auction gekauft, wie der Banquier Hirsch fallirte. Da konnte man einen Schnitt machen, Alles ging spottwohlfeil fort. Dieses ist ein Gewächs, ein Gewächs! Wenn ich nur erst wüßte, wo der Korkzieher wäre!"

„Ich trinke auch keinen Wein," sagte Herr von Wolters.

„Keinen Wein! Wirklich nicht?" fragte Herr Niedlich, indem er die Flasche losließ. „Ich denke aber doch, Sie trinken ein Glas. Wie?"

„Sie würden mich nur verbinden, wenn Sie Sich ruhig zu mir setzten und mir mittheilten, was der Präsident mit Ihnen verhandelte," erwiederte der Regierungsrath.

„Ja wohl," sagte Herr Niedlich, seine Hände vergnüglich reibend, „das versteht sich. Ich kam also hin, wollte jedoch vor allen Dingen Fräulein Emma sprechen, in Folge meiner inneren Empörung gegen diesen Trifels. Wie man sich so benehmen kann, so ohne alle Bildung, ist mir unbegreiflich. Es ist schmerzlich und verächtlich zu gleicher Zeit."

„Sie haben ganz Recht," erwiederte der Regierungsrath, „wir haben jedoch schon darüber verhandelt. Sie wollten also Fräulein Emma Ihr Leid klagen."

„Es läßt sich ein Wort mit ihr reden, denn sie besitzt einige Bildung", sagte Herr Niedlich; „überdies bin ich ihr Freund und nehme mich ihrer an. Wie ich nun an der Thür stehe, und denke, was ich über die Art erzählen will, wie die ganze verrückte Gesellschaft hier nebenan mich behandelt hat, höre ich drinnen zwei Personen leise sprechen, und plötzlich wird aufgemacht, und was sehe ich!"

Herr Niedlich regte seinen schmalen Hals unermeßlich aus, und indem er die langen Finger seiner beiden Hände verschränkte, fing er heftig zu lachen an.

„Was sahen Sie denn?" fragte Herr von Wolters.

„Ihn sah ich, ihn!" schrie Herr Niedlich, ganz heiter in seinem grauen Rock.

„Den Präsidenten?“

„Versteht sich, und zärtlich, glücklich, ganz Wonne! Ich sage Ihnen, Herr von Wolters, es geht da etwas vor, eines schönen Morgens wird es fürchterlich tagen! Umarmt sie in meiner Gegenwart, hält ihr die Hand ans Kinn — so — und die Augen hätten Sie sehen sollen, wie ein verliebter Kater!“

Das schallende Gelächter des Agenten wiederholte sich, während Wolters den Pferdefuß in seine Backe bohrte und das scharfe, gelbliche Gesicht vornüber neigte, um den Ausdruck unermeßlichen Hohnes zu verbergen.

„Glauben Sie wirklich?“ fragte er dann.

„Es ist gar nicht daran zu zweifeln,“ fuhr Herr Niedlich fort. „Als ich mit ihm allein war, machte ich in aller Demuth eine Anspielung darauf, daß Heirathen eine schöne Sache sei. Da faßte er mich beim Arm und hielt seinen Finger in die Höhe. Bisch!“ sagte er leise, „kein Wort davon! Wir sprechen nächstens weiter darüber. Ein herrliches Mädchen, nicht wahr? Für jetzt aber schweigen Sie.“

„Und Sie glauben — das Wirthschafts-Fräulein! Ich zweifle sehr.“

„Na, mein Gott!“ stöhnte Herr Niedlich die Achseln zuckend, „es ist allerdings alte, abgelagerte

Waare; schier dreißig Jahre bist Du alt, und keine Mittel vorhanden, kein Geld. Es gehört Muth dazu; mein Geschmack wäre es durchaus nicht, lieber wollte ich mir alle Finger abhauen, um den Ring nicht anzustecken. Aber für den alten Herrn paßt sie, sie weiß Bescheid, kann ihn pflegen, Abends in Flanell wickeln solch Inventarium hat Vorzüge, hehe! Was?"

„Sie sind sehr einsichtsvoll, Herr Niedlich," antwortete der Regierungsrath; „doch nun zur Sache. Sie sprachen also mit ihm von mir."

„Ohne daß er das Geringste merkte, brachte ich das Gespräch erst auf Trifels, dann mit einer feinen Schwenkung auf Sie, und er arbeitete mir ganz von selbst in die Hände, denn zu meinem Erstaunen sagte er: ‚Von dem Regierungsrath könnte Trifels sehr Vieles lernen; er hat zu wenig Weltkenntniß und zu viel Einbildung. Es mangelt ihm an richtigem Tact und Schicklichkeitsgefühl.'"

„Sehr gut!" erwiederte Wolters. „Das benutzten Sie doch?"

„Ob ich es benutzte!" sagte Herr Niedlich. „Ich sehe durch drei eichene Thüren! Auf der Stelle merkte ich, daß etwas vorgefallen sein mußte. Was es war, konnte ich nicht heraus bekommen, aber er sprach von

dem hochgelobten Herrn Schwiegersohn so spöttisch, als wäre es ihm ganz Recht, wenn er sich Hals und Beine bräche."

„Und Sie?" fragte Wolters.

„Nun ich, ich sagte ihm, daß ich es längst gewußt hätte, es mangle bei Trifels die wahre Bildung und dann deutete ich ihm an, daß Sie derselben Meinung seien, und mir schon vor längerer Zeit mitgetheilt hätten, der Herr Präsident könnte leicht einmal in Aergerniß mit ihm gerathen."

„Und er?" murmelte Wolters.

„Er ging auf und ab, und wie ich sagte, daß Sie für alle Fälle den besten Rath zu geben wüßten, stand er vor mir still und sagte: Ich möchte den Regierungsrath sprechen, doch nicht hier."

Als Herr Niedlich dies berichtete, wurde im Corridor die Klingel so leise gezogen, daß die Glocke nur einmal anschlug.

„Das ist er!" flüsterte der Agent, „er wollte zwischen fünf und sechs Uhr hier sein und Sie erwarten. Alle Wetter! und jetzt brennt die Lampe nicht einmal!"

„Lassen Sie Alles, wie es ist," antwortete Wolters, indem er aufstand, „wir brauchen kein Licht. Verlassen Sie das Zimmer, Herr Niedlich, ich werde

den Präsidenten empfangen. Er wird wünschen, mit mir ohne Zeugen zu sprechen."

Mit diesen Worten entfernte er sich in den Corridor. Herr Niedlich blieb noch einige Augenblicke stehen, warf, während er horchte, ein paar Holzstücke auf das erlöschende Feuer; als er jedoch vernahm, wie der Regierungsrath draußen sagte: „Seit einigen Minuten erst erwarte ich Sie," schlüpfte er schnell in das Nebenzimmer.

„Ich bin sehr erfreut, Sie zu finden, mein lieber Regierungsrath," begann der Präsident hereintretend. „Wo ist Herr Niedlich?"

„Hier!" flüsterte Herr Niedlich ganz leise, denn er stand auf der Lauer.

„Ich habe ihn fortgeschickt," anwortete Wolters.

„Wir sind also allein, das ist sehr gut; er wäre sehr überflüssig gewesen," erwiederte Herr von Landau.

„So!" murmelte Herr Niedlich, „er ist aber doch auf dem Posten."

„Setzen wir uns," fuhr der Präsident fort, und die beiden Herren setzten sich vor den Kamin und wechselten einige gleichgiltige Worte, nach denen ihre Unterhaltung schnell auf den eigentlichen Gegenstand ihrer Zusammenkunft überging.

„Ich kann mit Ihnen unumwunden sprechen,

lieber Wolters," begann der Präsident; „denn ich darf wohl annehmen, daß Sie von der allerdings delicaten Sache, die mich betrifft, etwas wissen."

„Um sofort auf den richtigen Standpunkt zu kommen," erwiederte der Regierungsrath, „kann ich hinzufügen, daß ich von Allem unterrichtet bin, was gestern Abends zwischen Ihnen und Trifels vorfiel."

„Das ist mir sehr lieb," versetzte Herr von Landau, indem er Wolters Hand drückte. „Ich muß gestehen, daß ich mich in Trifels völlig geirrt habe. Statt einer freien, weltmännischen Lebens-Anschauung und edler, gentiler Denkungsart finde ich bei ihm die engherzigsten Begriffe und selbstsüchtige Vorurtheile, wie sie ein Spießbürger nicht einmal hat."

„Ich hätte Ihnen dieses im Voraus sagen können," erwiederte Wolters lächelnd. „Er ist befangen und starrsinnig, sobald er auf das stößt, was er für unrecht oder unsittlich erklärt. Wenn das, was er sein Rechtsgefühl nennt, beleidigt wird, hält er sich für verpflichtet, dagegen anzukämpfen, so lange er eine Möglichkeit sieht, es zu thun."

„Ich verbitte mir seine Einmischung in Dinge, die mich allein betreffen!" antwortete der Präsident.

„Das glaubt er eben nicht," sagte Herr von

Wolters. „Sie haben ihm gestern so ziemlich dasselbe gesagt, trotz dessen hat er heute den Versuch gemacht, die betheiligte andere Seite zum Rücktritt zu vermögen.“

„Das hat er gewagt?!“ rief Herr von Landau entrüstet. — Wolters schwieg. — „Ich werde ihm die Lust dazu vertreiben!“ fuhr der Präsident heftig fort.

„Beruhigen Sie Sich,“ fiel Wolters ein, „er hat nichts ausgerichtet.“

„Das arme liebe Kind!“ sagte der alte Herr gerührt, „wie wird er es gequält haben! Sie hat sich also nicht irre machen lassen?“

„Sie hat ihm erwiedert, daß Sie ihr Wort gegeben, Sie allein über ihr Glück und Unglück zu entscheiden hätten.“

„Ich werde mein Wort halten! Niemand soll mich von ihr trennen! Ich werde diese Heirath schließen, und wenn ich mit allen brechen müßte!“

„Aha!“ flüsterte Herr Niedlich, der sein Ohr an die Thür legte, voller Entzücken. „Da kommt's ja heraus!“

„Sie werden keine geringen Schwierigkeiten finden,“ erwiederte Wolters. „Fräulein Hedwig....“

„Sie ist undankbar im höchsten Grade!“

unterbrach ihn Herr von Landau. „Ich muß am besten wissen, was zu meinem Glücke dient. Warum soll ich in meinem Alter allein stehen, entsagen, verkümmern?! Und ein so liebes, einfaches, anspruchloses Mädchen, mit den edelsten Eigenschaften begabt, will meinen Lebensabend verschönen."

„Es ist einzig!" flüsterte Herr Niedlich, „der alte Pinsel ist richtig bis über die Ohren verliebt!"

„Ich beklage Sie aufrichtig," sagte Wolters. „Trifels ist rücksichtslos."

„Ich werde es auch sein. Treibt er mich dazu, so weise ich ihm die Thür und seine Verbindung mit meiner Tochter geht zurück."

„Das dürfen Sie nicht," entgegnete Wolters. „Bedenken Sie das Aufsehen und die Verhältnisse. Trifels ist auch nicht der Mann, der sich gutwillig fügen würde. Sie haben ohne Zweifel das Recht, als Vater zu handeln; aber welche entsetzliche Zerrüttung würde Ihr eigenes Haus treffen und das Glück Ihrer eigenen jungen Ehe verbittern! Man muß die Vorurtheile der Menschen schonen, theurer Herr von Landau, schonen, so viel man kann."

Ein Schweigen folgte. Endlich sagte der Präsident: „Was soll ich aber thun, welchen Rath geben Sie mir?"

„Sie müssen Sich mit Trifels versöhnen.“

„Ich sehe keinen Weg dazu. Er wird nicht nachgeben.“

„So müssen Sie es thun.“

„Ich? — Niemals! Ich kann nicht zurück und will nicht!“

„Es wäre auch schrecklich,“ lachte Herr Niedlich leise. „Fräulein Emma könnte häßlich darüber werden.“

„Bester Herr von Landau,“ sagte Wolters, den Pferdefuß mitten in sein vortretendes Kinn bohrend, „versprechen die größten Staaten denn nicht in Zeiten der Noth Dinge, welche sie niemals halten wollen, und haben die größten Staatsmänner nicht von je an den weisen Grundsatz aufgestellt, daß, wo Gewalt unanwendbar sei, man die Klugheit zur Hilfe rufen muß, um den Feind zu vernichten? — Abwarten und die Umstände so benutzen, daß der, welcher uns schaden will, sich in seinen Schlingen fängt, ist jedenfalls ein vortreffliches System.“

„Worauf soll ich warten?“ fragte Herr von Landau „Ich habe keine Zeit dazu, und glauben Sie, daß Marie damit einverstanden wäre?“

„Emma!“ flüsterte Herr Niedlich.

„Es käme darauf an,“ sagte der Regierungs-

rath. Sie ist zu klug, um nicht einzusehen, was auf dem Spiele steht."

„Das arme, liebe Kind!" rief der Präsident. „Ich kann es nicht über das Herz bringen, ihm Betrübniß zu machen. Aber Sie haben Recht, Marie ist sanft wie ein Täubchen, doch auch klug; allein ich habe mich ihren Eltern erklärt, und der alte Hartmann ist eine zu ehrliche, einfältige Haut, um ihn zu einer Intrigue zu gebrauchen, obenein, wenn Trifels dabei im Spiele ist."

„Was Teufel!" flüsterte Herr Niedlich hinter der Thür. „Was ist das?!"

„Der alte Papa und seine Ehehälfte sind freilich unbequem," lächelte Wolters, „es läßt sich jedoch mit ihnen fertig werden. Die Hauptsache bleibt vor der Hand Ihr Herr Schwiegersohn. Er wäre im Stande, im Falle Sie nicht einlenken, eine gänzliche Auseinandersetzung der Vermögens-Verhältnisse zwischen Ihnen und Ihren Kindern gesetzlich zu betreiben, diese Kinder unter seinen Schutz zu nehmen und sie dem Vater für immer zu entfremden."

„Hat er davon gesprochen?" fragte Herr von Landau.

„Ich kann es nicht läugnen."

„Dann soll er mich kennen lernen! Ich will mit ihm fertig werden!“

„Nicht so, er wird Recht behalten,“ sagte Wolters. — Ein neues Schweigen trat ein.

„Ich wollte, daß ich ihn los wäre!“ murmelte der Präsident, in die Flamme starrend.

„Wenn das Ihr Wunsch ist,“ versetzte Herr von Wolters eben so leise, „so müssen Sie meinen Rath befolgen.“

„Helfen Sie mir! Befreien Sie mich von ihm! Sie sind mein Freund, ich vertraue Ihrer Freundschaft!“ sagte Herr von Landau. „Ich bin empört über sein elendes Benehmen!“

Der Regierungsrath stieß mit seinem Stöckchen die brennenden Holzstücke zusammen und ließ dem erbitterten alten Herrn Zeit zu heftigen Aeußerungen. „Sie haben Trifels' Vater gekannt?“ fragte er dann, indem er sich aufrichtete.

„In früherer Zeit, ja,“ erwiederte Herr von Landau. „Wir waren Jugendfreunde.“

„Hatte er Aehnlichkeit mit seinem Sohne? Ich meine, war er ein so guter Gesellschafter, so heiter und liebenswürdig?“

„Das war er in hohem Grade. Aber was soll das?“

„Sonderbar!“ sagte Wolters, „auch Trifels' älterer Bruder gehörte zu den glücklichen Menschen, die mit allen körperlichen und geistigen Vorzügen reich gesegnet sind, und dennoch . . .“ Er schwieg still und warf die Holzstückchen, welche noch vor dem Kamin lagen, auf den Heerd.

„Nun, was — was meinen Sie?“ fragte der Präsident nachsinnend.

„Haben Sie nie von Familieen gehört,“ fuhr Wolters flüsternd fort, „die das merkwürdige Schicksal haben — eine Manie, welche von Vater auf Sohn erbt — daß sie trotz aller Glücksgüter, aller Vorzüge an einer geheimen Schwermuth leiden, gegen welche sie vergebens ankämpfen? Während sie als überaus frohe, heitere Menschen gelten, nagt ein Wurm an ihrem Leben, der . . . .“

„Der?“ wiederholte Herr von Landau mit leiser, hohler Stimme.

„Wissen Sie, wie sein Vater gestorben ist?“

„Am Schlagfluß,“ murmelte der Präsident.

„Eben so wie sein Großvater. Man fand ihn eines Morgens todt, die Reste eines weißen Pulvers an seinem Bette.“

„Mein Gott!“

„Wissen Sie, wie sein Bruder endete?“

„Auf der Jagd. Durch einen Unglücksfall. Sein Gewehr entlud sich.“

„Er erschoß sich mit seinem eigenen Gewehr.“

„Entsetzlich . . . . und er . . . . Trifels . . . . wenn es so käme!“

Diese Worte preßten sich durch die zusammengeklemmten Lippen des Präsidenten.

Es war dunkel umher, nur die Köpfe der beiden Männer wurden von dem rothen Scheine des Feuers erhellt. Ihre Augen begegneten sich, die Brillengläser des Regierungsrathes funkelten wie glühende Kohlen, und in seinem scharfen, gelben Gesichte lag ein unheimliches, verächtliches Lächeln, das dem starren erschrockenen Blicke des Herrn von Landau größere Festigkeit und Antwort gab.

„Man muß darauf gefaßt sein und sich sichern,“ sagte Wolters vor sich hin.

„Sichern — wie?“ hauchte der Präsident kaum hörbar.

Von dem letzten, leise geführten Theile dieser Unterredung hatte Herr Niedlich immer noch einzelne Bruchstücke und Worte vernehmen können, jetzt aber hörte er nichts mehr, als ein leises Flüstern, dann und wann von einem lauteren Tone unterbrochen, der keinen Anhalt zum Verständniß gab. Vergebens

strengte er sein scharfes Gehör an, und endlich murmelte er mehr als Einen Fluch in sich hinein, weil er an seiner lackirten Thür auch nicht eine einzige kleine Fuge endecken konnte, die ihm erlaubt hätte, einen Blick hinein zu thun.

Erst nach einer geraumen Weile hörte er den Präsidenten deutlich sagen: „Das ist das Beste; er kann nichts dagegen einwenden."

„Gewiß nicht," erwiederte Wolters, „er muß es anerkennen."

„Es ist meine Pflicht," fuhr Herr von Landau fort, und ein Triumph lag in seiner Stimme, als er hinzufügte: „Wir werden ja sehen, wie er sich dabei benimmt, lieber Wolters. Jetzt aber muß ich gehen, ich will Marien zu sprechen suchen, sie wird auf mich warten."

Was Wolters antwortete, konnte Herr Niedlich nicht verstehen, allein er hörte den Präsidenten lachen, und dann sagte dieser: „Er wird vernünftig sein, denn er muß einsehen, daß dort nichts für ihn mehr zu haben ist. Ich werde ihn aber entschädigen, er soll Emma heirathen, das ist eine Frau für ihn. Ein sehr liebes, verständiges Mädchen; ich kann sie jedoch nicht länger brauchen und muß sie versorgen."

„Herr Niedlich wird eine solche Ehre gewiß zu schätzen wissen,“ versetzte Wolters.

„Das denke ich auch,“ sprach der Präsident. „Er ist brauchbar zu Allem und kennt seine Vortheile.“

Herr Niedlich hörte Schritte, die sich entfernten, dann schlug die Thür des Corridors zu, nichts ließ sich mehr vernehmen. Nach einiger Zeit steckte er vorsichtig den Kopf ins Zimmer — es war völlig dunkel, das Feuer glimmte nur noch.

Er überzeugte sich, daß seine beiden Gäste ihn verlassen hatten, und ohne eine Bemerkung darüber zu machen, trat er an den Tisch, schnitt sich ein neues Stück Baumkuchen ab, nahm den Korkzieher, den er jetzt sehr leicht fand, öffnete die Flasche, schenkte ein Glas Wein ein und setzte sich mit Beiden an den Kamin. — Tiefsinnig in die matte Gluth schauend, aß und trank er schweigend; doch während er mit grimmiger Hast abbiß, zog er seine Stirn in fürchterliche Falten und ließ ein melancholisches Brummen hören. Plötzlich aber sprang er auf, in der einen Hand das Weinglas, in der anderen den Kuchenrest. Sein Gesicht glättete sich; er schluckte den Kuchen möglichst schnell hinunter, um laut auf zu lachen. „Warum denn nicht?“ rief er, „ist sie etwa lahm, blind, bucklig oder taub? Ich heirathe sie! Bei Gott!

ich heirathe sie mit vielem Vergnügen; allein bezahlen soll er, darauf kann er sich verlassen. Man kann Alles thun, Alles, nur nicht umsonst, sonst ist man . . ."

Herr Niedlich drehte sich hastig um, denn es trat Jemand herein, den er nicht erkennen konnte; darum schrie er ihm ein fürchterliches: „Wer da?" zu, indem er sich selbst möglichst weit zurückzog.

„Ich bin es," antwortete ihm die bekannte Stimme des Musikers.

„Wer? Sie, Herzberg!" schrie Niedlich, während sein Muth so weit wuchs, daß er ihm entgegen ging. „Wie sind Sie denn hereingekommen?"

„Die Thür stand auf," erwiederte dieser, und rauh auflachend fügte er hinzu: „Sie haben wenig Courage!"

„Erstlich sprechen Sie Deutsch," sagte Herr Niedlich strafend, „und brauchen Sie keine fremden Ausdrücke, was ein gebildeter Mensch stets gern vermeidet, und dann ist es ein Unterschied, ob Jemand etwas zu verlieren hat oder nichts. Es ist gar keine Kunst, Muth zu besitzen, wenn man sein irdisches Hab und Gut immer in einer leeren Tasche mit sich herum trägt; darum ist es auch gewiß, daß, je ungebildeter ein Mensch oder ein Volk ist, um so mehr Muth beide haben. Warum sollten Sie denn auch keinen Muth haben? Sie haben ja nichts zu verlieren!

Wenn ich nichts zu verlieren hätte, würde ich ein wahres Ungeheuer an Muth sein."

Herr Niedlich zündete während dieser Erklärung die Lampe an, und Herzberg konnte sich nicht enthalten, nochmals sein rauhes Lachen hören zu lassen, während er sich in einen der Sessel warf, daß er knackte. — „Nach Ihren Begriffen," sagte er dabei, „ist also der Plunder Ursach aller Feigheit in der Welt. Vielleicht haben Sie Recht, wenigstens in Ihrer Weise Recht!"

„Was nennen Sie denn eigentlich Plunder?" fragte Herr Niedlich.

„Allen Besitz," sagte Herzberg. „Elender Plunder, das Alles hier!" Er stieß mit dem Fuße verächtlich gegen die Bronze-Fassung des Kamines.

Herr Niedlich war so erstaunt, daß er Anfangs nicht wußte, was er sagen sollte. Er zog seine Augenbrauen so hoch, daß sie bis in die Falten seiner Stirn einen Kreisabschnitt bildeten; aber diese Zeichen seines Zornes machten schnell einer glücklicheren Laune Platz. Mitleid und Spott überkamen ihn, und diesen folgend, schnitt er sich ein neues, mächtiges Stück Baumkuchen ab, füllte sein Glas mit Rheinwein, roch daran, kostete mit dem bekannten Schlürfen eines Kenners und setzte sich dem über-

überspannten Musiker gegenüber. — „So!“ sagte er, „jetzt können Sie weiter sprechen; aber ruiniren Sie nichts an diesem Plunder, denn Sie können ihn nicht ersetzen. — Jetzt sagen Sie mir, Herzberg, warum Sie den Besitz verachten. Ich weiß bloß den Einen Grund, weil Sie nichts besitzen.“

Der Künstler lehnte sein bleiches Gesicht regungslos in das rothe Sammtpolster, aber seine schwarzen großen Augen hefteten sich rollend auf den Agenten. „Weil,“ sagte er nach einigen Minuten, „der Besitz die Menschen in Classen und Kasten getheilt hat, die Besitzenden die Unterdrücker sind und die meisten darunter keiner edleren, besseren Regung fähig, hochmüthig, gierig nach Gewalt und Unrecht, Bösewichter oder Narren, die ihren Plunder als ihren Gott anbeten.“

„Es ist einzig, es ist allerliebst, wenn man ihn so reden hört!“ rief Herr Niedlich, aus vollem Halse lachend. „Aber nehmen Sie Sich in Acht, Herzberg! Mir können Sie meinetwegen solche Dummheiten sagen, ich mache mir nichts daraus, wenn Sie aber . . .“ Im Augenblicke fiel ihm etwas ein, und ein entzücktes, boshaftes Grinsen füllte sein ganzes Gesicht. „Sie stehen freilich auf dem höheren Standpunkt,“ sagte er, „aber da Sie Fräulein Hedwig

anbeten, die doch allen diesen Plunder aufs höchste verehrt, so begreife ich nicht, wie Sie ihn verachten können."

„O!" sagte der junge Mann traurig, indem er seine weiße Hand auf sein glänzendes, schönes Haar legte und seinen Kopf darein stützte, „dahin habt ihr es gebracht! Aus der Einfachheit der Natur zur Unnatur der Verfeinerung. Verfeinerung nenne ich es bei ihr," fuhr er fort, indem er sich aufrichtete; „denn was sie auch thun mag, Alles bleibt schön bei ihr und dient ihrer Schönheit, während diese Lappen und dieser Aufputz in den Händen der rohen, gemeinen Menge nur Mittel sind, um ekler und widerwärtiger zu werden."

„Es ist schade," lachte Herr Niedlich, „daß Sie Sich nicht auch ein Bißchen aufputzen und verschönern können, es müßte Ihnen sehr gut stehen. Wenn's so hieße: Graf Herzberg oder Fürst Herzberg, und das Gold träufelte von goldenen Fingern auf die unterthänigst unten Stehenden. Was?!"

Der Musiker schwieg. — „Wie steht es denn mit Ihrem großen Werke?" fuhr Niedlich höhnend fort. „Bitte, theuerster Gönner, vergessen Sie mich und meinen jämmerlichen Plunder nicht, wenn Sie ein großer Herr geworden sind."

„Davor können Sie sicher sein," erwiederte Herzberg mit einem leisen Lächeln. „Wenn ich Ruhm, wenn ich Ehre erwerbe, werde ich immer Ihrer gedenken."

„Meinen unterthänigsten Dank!" schrie Herr Niedlich, vortrefflich belustigt, indem er fortgesetzt den Kuchen verschlang und jezt sein Glas schwenkte. „Ein Mann wie Sie ist erhaben über die miserabeln, unnatürlichen Speisen und Getränke, welche ich Ihnen nicht anzubieten wage. Unsterbliche Heroen brauchen dergleichen nicht; doch welche Veranlassung verschafft mir und meinem Plunder denn eigentlich Ihren erhabenen Besuch?"

Herr Niedlich konnte bei aller Spottsucht den Aerger doch nicht überwinden, den das unglückliche Wort in ihm erregte; er hatte sich vorgenommen, seinem Schützling die Lust zu solcher Unverschämtheit für immer zu verleiden, und hierzu bot sich ihm sogleich Gelegenheit dar.

„Ich wollte Sie bitten," sagte der Musiker ein wenig stockend — „Sie erinnern Sich wohl, daß ich... Ich habe noch drei Thaler bei Ihnen zu Gut," stieß er mit seiner rauhen Stimme hervor.

Herr Niedlich lachte mit glänzenden Augen und zog seine Stirn in unermeßliche Falten." „Aha, rief

er dann, „das sind die drei Thaler von dem Abend her, wo Sie zum Tanz aufspielen sollten und davon liefen. Verdient haben Sie sie nicht, eigentlich haben Sie gar nichts verdient, denn Sie haben Ihre Verpflichtungen nicht erfüllt und Sich ganz ungehörig benommen. Ich dachte auch, Sie hätten das eingesehen und machten keine weitere Forderung. Wie?"

„Wenn ich nicht müßte, würde ich es nicht thun," murmelte der junge Mann.

„Also Brod kaufen, hungern, nicht wissen, wie wir satt werden sollen!" sagte Herr Niedlich, „aber dabei die Welt verachten, alles Reelle Plunder nennen, alles Staub, den ich mit den Füßen fortstoße! Ich sage Ihnen, Herzberg, aus Ihnen wird nichts. Sie werden ausgelacht, weiter nichts."

„Wer lacht mich aus?" fragte der Musiker aufblickend.

„Alle! Jeder! Ich!" antwortete Herr Niedlich, würdevoll auf seine Brust klopfend.

„Wenn Sie mich auslachen," erwiederte Herzberg, aus seinen schwarzen Augen einen seiner brennenden Blicke auf den Agenten schleudernd, „so fühle ich mich dadurch geehrt."

„Geehrt? Gehorsamer Diener, ich danke Ihnen, großer Künstler, obwohl ich Sie nicht verstehe," er-

wiederte Herr Niedlich, indem er eine tiefe Verbeugung machte.

„Weil Sie mich nicht verstehen können," fuhr der Angegriffene, den Kopf senkend, fort, „denn unser Leben beruht auf zu verschiedenen Grundlagen."

„Das heißt, meine Grundlagen sind praktisch, Sie dagegen schweben in der Luft, und wollen nicht auf die Erde herunter kommen," fiel Herr Niedlich ein. „Ist denn gar keine Vernunft in Ihnen? Sind Sie denn rasend? Wollen Sie auf Menschen nicht hören, die es gut mit Ihnen meinen, Ihr Talent schätzen und Ihnen helfen möchten?"

Es schien jetzt zu kommen, wie immer noch, wenn Herr Niedlich einen Sack voll gründlicher Ermahnungen über den armen jungen Mann ausschüttete. Nach einigen groben Antworten hielt dieser geduldig still, senkte sein Haupt und ließ sich schelten. Endlich aber sagte er sanft und traurig: „Warum quälen Sie mich? ich habe nichts gethan, was unvernünftig wäre."

„Nicht?" rief Niedlich, „Sie haben nichts gethan? — Mensch! Sie sind gar kein Mensch. Sie haben eine Art menschlicher Gestalt. Was haben Sie gethan? haha!" — Herr Niedlich fing an so lustig zu lachen und Gesichter zu schneiden, daß

Herzberg mit dem Ausdruck des Unwillens aufblickte und wieder zu Boden sah.

„Na," sagte sein Gönner halb versöhnt, „mich hat die Sache köstlich amusirt, und andere Leute auch. Mir haben Sie eigentlich einen Spaß gemacht, der Geld werth ist; aber wenn ich es diesem Menschen ohne Bildung, diesem noblen Freiherrn auch gönne und mir denken kann, wie sich Fräulein Hedwig dabei angestellt hat, als sollte sie durch die Decke fahren, so ist das Ganze doch eine reine Verrücktheit von Ihnen."

„Was soll's?!" murmelte Herzberg.

„Wem haben Sie denn Ihre Gedichte oder vielmehr meine Gedichte geschenkt?" fragte Herr Niedlich, „was haben Sie dabei geschrieben?"

„Was wissen Sie davon?" rief der Musiker auffahrend.

„Einen Liebesbrief!" schrie Herr Niedlich. „Sie soll warten, bis der neue Mozart oder der neue Göthe, oder Beides zusammen, fertig ist. Er will ihr seinen ganzen Ruhm an den Hals werfen, will sie mit Lorbeern statt mit Bonbons und Goldbrochen zudecken."

Herr Niedlich legte sich in den Stuhl zurück, um bequemer sein Zwerchfell zu erschüttern; in

demselben Augenblick aber fühlte er sich an der Gurgel gepackt und seinen Hals so vollständig zugeschnürt, daß das Glas ihm aus den Fingern zu Boden fiel und in Stücke brach, während er mühsam sich zu befreien suchte. Er war überrascht von diesem Angriff und schien Anfangs kaum zu glauben, daß der schwächliche, kleine Mensch ihn so geschüttelt und gedrückt hatte; eben so wenig begriff er, wie dieser es wagen konnte, Hand an ihn zu legen. Allein sein Zorn mäßigte sich, denn der Anblick des Musikers jagte ihm Furcht ein: Herzberg stand leichenblaß vor ihm, seine Augen weit geöffnet, seine Lippen zitternd und zuckend, beide Fäuste geballt.

„Sind Sie von Sinnen?“ stotterte Herr Niedlich.

„Wer hat es Ihnen gesagt?“ fragte der Musiker, nachdem er eine Minute lang unbeweglich geblieben war.

„Was denn?“ erwiederte Niedlich, sich erholend. „Wegen des Briefes? Darum geberden Sie Sich wie ein Wilder? Ich verbitte mir das sehr ernstlich.“

Herzberg stampfte heftig auf. „Antworten Sie!“ wiederholte er mit Blicken, vor denen Herrn Niedlich neue Furcht überkam.

„Was geht es mich an?“ rief er. „Herr von Trifels hat es erzählt, von ihm weiß ich es.“

Das Gesicht des Künstlers verzerrte sich zu einem Ausdruck des entsetzlichsten Hasses. Die schwarzen großen Augen rollten umher, als suchten sie den Gegenstand seiner Wuth, und während der ganze Körper sich zusammenzog, sagte er mit einer Stimme, die Herr Niedlich nachher unbeschreiblich nannte: „Der Elende! Schande über ihn!“

Bei den letzten Worten ließ er die krampfhaft geschlossene Hand auf seine Stirn sinken und bedeckte sein Gesicht, indeß Herr Niedlich wieder aufathmete. — „Darin haben Sie Recht, Herzberg!“ fing er an, „es ist ein Mensch ohne alles feine Gefühl, ohne Schicklichkeit und Bildung; aber mit Ihnen ist heute nichts anzufangen. Gehen Sie nach Hause, ich will Ihnen Alles verzeihen, denn Sie thun mir leid. Doch erst kommen Sie her.“ — Herr Niedlich zog seine Börse, trat an den Tisch und nahm Geld heraus. — „Was das Buch anbelangt mit Einband sammt dem Schaden, den Sie hier angerichtet haben, so wollen wir Alles in Allem einen Thaler dafür rechnen mit dem Beding, daß Sie mir ein neues Exemplar schuldig bleiben und künftig wie ein gebildeter Mensch handeln. Für den Schrecken nehme ich nichts, aber ein ander Mal kommt es anders mit uns, das merken Sie Sich. Nehmen

Sie diese zwei Thaler und seien Sie vernünftig. Machen Sie, daß Sie fortkommen, Ihre Mutter wird gewiß schon lange darauf warten."

Herr Niedlich nahm mit liebevoller Hast dem Künstler die Hand vom Gesicht, denn dieser verharrte noch immer in seiner versteinten Stellung. Er öffnete ihm die Finger und legte die beiden Thaler hinein, indem er die Mahnung hinzufügte, das Geld auch nützlich anzuwenden; plötzlich aber prallte er zurück, denn Herzberg hob den Arm blitzschnell auf, warf die Geldstücke zur Erde, daß sie klingend und springend in die Kaminecke flogen, ergriff seinen Hut und eilte fort.

„Es ist nicht möglich," sagte Herr Niedlich, nachdem er die Thaler aufgesucht und wieder in seine Börse gesteckt hatte, „nein, es ist nicht möglich, sich mit diesem völlig ruchlosen Geschöpf weiter zu befassen. Er muß untergehen, entweder im Tollhause oder in Hunger und Elend. Er sieht schon aus wie ein halb Todter, durchsichtig wie von Glas und abgezehrt bis auf die Knochen. Was geht er mich an! ich habe mit mir selbst zu thun." — Damit war die Sache abgethan; er faßte nach dem Rest des Kuchens, und je länger er auf und nieder ging, um so mehr kehrte sein guter Humor zurück. „Es ist ganz richtig," rief er

zuletzt, mit den Fingern schnippend, „mit Marie ist nichts mehr zu machen. Ich verdenke es ihr auch nicht; wenn Jemand einen besseren Preis bekommen kann, so greift er zu. Frau Präsidentin klingt allerdings besser als Frau Agentin! Aber wie sie sich ärgern werden — ich freue mich kindlich darüber, wahrhaftig, ich freue mich! — Und ich heirathe das Täntchen, ich nehme sie, und wäre sie aus englischem Leder gemacht!" fügte er energisch hinzu. „Ich will gleich morgen eine Liebenswürdigkeit entwickeln, die ihr gefallen soll; denn sie besitzt Bildung und Geschmack."

Siebentes Capitel.

Es vergingen einige Wochen nach diesen letzten Entwicklungen, ohne daß sich wesentlich etwas im Hause des Präsidenten von Landau geändert hätte. Herr von Trifels erschien täglich, um seine Braut zu besuchen; er führte sie zu Festlichkeiten, zur Oper und in Concerte, er verlebte seine Abende in gesellschaftlichen Kreisen und glänzte dort durch alle die Vorzüge, welche ihm eigen waren. Für die Ausstattung der Braut wurden fortgesetzte Einkäufe gemacht, und der Präsident benahm sich als liebevoller und zärtlicher Vater, dem nichts zu theuer, nichts gut genug und reich genug schien, um sein Kind zu erfreuen und beneiden zu lassen. Mit einer gewissen, Aufsehen erregenden Darlegung seiner Liebe und seines Schmerzes über die bevorstehende Trennung

ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, um dies Jedem begreiflich zu machen, und wer ihn mit seinem Schwiegersohne scherzen sah, von dem er so gern sprach, um dessen edle Eigenschaften zu preisen, der nahm die Ueberzeugung mit, daß Herr von Landau über diese Verbindung trotz aller schmerzlichen Klagen doch sehr stolz und glücklich sei, was freilich auch ganz natürlich gefunden wurde.

Man merkte es dem Präsidenten in keiner Weise an, daß ein geheimes Zerwürfniß mit Trifels jemals Statt gefunden haben konnte. Er hatte kein Wort darüber geäußert; nur in den nächsten Tagen, welche jenem Enthüllungs-Abend folgten, ließ er sich wenig blicken, und wenn es geschah, übte er jene feine gesellschaftliche Höflichkeit, die unter ihrer geschmeidigen Decke alle mögliche wahre und falsche Gesinnung mit demselben glatten Lächeln und glatten Worten überzieht. Aber Herr von Landau wurde nach und nach wieder zuvorkommender und herzlicher; er schien sich Trifels mehr als je nähern zu wollen und dieser seinen Wunsch zu theilen. Das gute Verhältniß wurde nicht allein hergestellt, es schien sogar an Innigkeit zugenommen zu haben. Die glänzende Wohnung des Präsidenten füllte sich mit heiteren Gästen, welche das schöne Schauspiel genossen, den vortrefflichen

Vater Arm in Arm mit seinen Kindern durch die Säle wandeln zu sehen, und die liebliche Braut bewunderten und bewitzelten, deren Schmeicheleien und Liebesworte zwischen diesem zärtlichen Vater und dem zärtlichen Bräutigam sich theilten. Nur wer die Verhältnisse genau kannte, mochte zweierlei nebenher bemerken; nämlich, daß der Regierungsrath von Wolters jetzt sehr häufig sich hier blicken ließ, dagegen aber die Tochter des Blechschmiedes gänzlich aus dem Repertoire der Gesellschaft gestrichen sein mußte. — Welche Spöttereien auch über Fräulein Marie und deren sonderbares Erscheinen in diesem Hause gewechselt worden waren, so fragte man doch äußerst wenig darnach, als man nichts mehr von ihr vernahm. Herr von Landau sprach nichts mehr von ihr, er forderte auch nicht mehr etwas zu ihren Gunsten von Fräulein Emma; er war überhaupt auch gegen diese zurückhaltender geworden. Denn er suchte sie nicht mehr auf, um ihr vertraute Mittheilungen zu machen. Wenn er sie sah, war er sehr freundlich und zu den üblichen Scherzen mit Täntchen geneigt; allein er vermied es, mit ihr allein zu sein, und seine Gespräche bewegten sich nur über häusliche und wirthschaftliche Dinge und über die Verheirathung seiner lieben, theueren Hedwig.

Niemand war glücklicher darüber als diese. Sie verehrte ihren Vater mit aller leidenschaftlichen Regsamkeit ihres Charakters; denn sie fühlte, wie er mit verdoppelter Liebe sich an sie schloß, und wenn zuweilen seine Augen sich nachsinnend an ihr Gesicht hefteten und ein leises, wehmüthiges Lächeln dabei um seine Lippen spielte, mußte sie ihn küssen und ihm zuflüstern, daß sie ihn mehr liebe als einen Menschen auf Erden, Trifels nicht ausgeschlossen.

Niemand war auch froher als Hedwig über das Verschwinden der Mamsell Marie. Die Abneigung, welche sie gegen diese empfand, entsprang ohne Zweifel aus einer doppelten Quelle. Zunächst war es Eifersucht gewesen, die sie trieb, jene kleine Intrigue anzuzetteln, durch welche Marie an dem Familienfeste Theil genommen hatte. Trifels Erklärung an jenem Abend und ihre darauf folgende Verlobung hatte diese Eifersucht zwar zerstört, jede Wurzel derselben aber doch nicht ausgerissen. Trifels' ließ sich nie bewegen, ein hartes Urtheil über Marie zu fällen, über sie zu spotten oder zu lachen; er vertheidigte sie sogar, wenigstens ihre Fähigkeiten. Als der Präsident mit so vieler Vorliebe die Mamsell behandelte, verstärkte ein sehr erklärliches anderes Mißfallen Hedwig's Abneigung, welche sich zwar nie zu einem

bestimmten Verdacht erhob, nichts desto weniger aber mit der Schärfe desselben jeden Versuch Mariens, sich ihr unterwürfig zu nähern, zurückwies.

Als ihr Vater von seinem Schützling nun endlich weder mehr sprach, noch Marie sich blicken ließ, konnte sie ihren Freundinnen die vertrauliche Erklärung geben, daß der Scherz sein Ende erreicht habe. Fräulein Hartmann habe der Familie eine Gefälligkeit erzeigt, welche belohnt werden mußte. Jetzt sei die Rechnung ausgeglichen, in Zukunft werde Jeder da bleiben, wohin er gehöre.

Mit Fräulein Marie war jedoch noch eine zweite Person, wenn nicht verschwunden, so doch in den Hintergrund getreten, nämlich Herr Niedlich. Der Agent erschien allerdings häufig bei dem Präsidenten, welcher ihn zu seinen speciellen Geldgeschäften gebrauchte, allein als Gast war er seit einiger Zeit ganz übergegangen worden, und vor Hedwig's Neckereien, die ihn ernstlich drängte, endlich doch sein Versprechen zu halten und seine Braut vorzustellen, entfloh er unter geheimnißvollem Stirnrunzeln und Vertröstungen. Von dem, was Herrn Niedlich eigentlich passirt sei, wußte die junge Dame nichts, Niemand hatte ihr eine Mittheilung gemacht; es war jedoch gewiß, daß Schwierigkeiten entstanden sein mußten.

Ihre Neugier war dadurch erregt, und diese wurde unmuthig geschärft, als sie eines Tages, eben als Herr Niedlich ein Verhör bestanden hatte, aus dem er sich eiligst zurückzog, weil Trifels' Eintritt ihn erlös'te, sich mit ihren Fragen an diesen wandte.

Herr Niedlich hatte den Freiherrn so mißachtend behandelt, daß Hedwig von einem Gedanken befallen wurde, der plötzlich ihr Herz heftiger schlagen machte. „Es ist doch sonderbar," rief sie aus, „was dem liebenswürdigen Heinrich widerfahren sein muß. Er war seiner Sache ganz gewiß. Was ist geschehen, daß Mamsell Marie spröde thut?"

„Es ist gleichgiltig," sagte Trifels.

„Hast Du nichts davon gehört?" fragte sie weiter und blickte ihn scharf an.

„Ich frage nicht darnach," erwiederte er.

„Aber ich möchte es wissen," fuhr sie fort. „Was kann der Grund sein, von Herrn Niedlich's Liebe ungerührt zu bleiben?"

„Sie ist zu klug für solchen Narren."

Diese Antwort schlug einen Funken. „Zu klug," wiederholte sie, „und gewiß auch zu schön und jung."

„Beides kommt dazu," antwortete er. „Solche Reize können Bessere in Versuchung führen."

„Es ist also jedenfalls gefährlich, in ihrer Nähe zu sein?" fragte sie, heimlich erregt.

Trifels neigte sich zu ihr, und obwohl er lachte und einen Scherz machen wollte, als er sagte: „Gefährlicher, als Du denken kannst, meine süße Hedwig!" war doch in seinem Gesicht eine Unruhe, welche sie oft schon bemerkte, wenn er unter leichten Worten etwas verbergen wollte, worüber er eigentlich ganz anders dachte.

Einige Tage darauf wurde im Salon getanzt. Trifels war außerordentlich fröhlich und liebenswürdig um Hedwig beschäftigt; endlich aber suchte sie ihn vergebens, bis sie ihn im Gespräch mit seinem Vetter vor jenem Candelaber stehend erblickte, an welchem sie die Devisen verbrannt hatte. Sie hörte nur, daß er zu Wolters sagte: „Marie benimmt sich sehr gut, ich hoffe jetzt das Beste!" Dabei drehte er sich um, weil ihr Kleid rauschte, und vor seinem von Liebe belebten Gesicht und der freudigen Unbefangenheit, mit welcher er sie empfing, verschwand ihr Erschrecken und Verstummen.

Am folgenden Morgen fand Emma sie zum ersten Male seit langer Zeit nachdenkend und einsylbig und es währte einige Zeit, ehe sie ihr Herz und Lippen öffnen konnte. Auf alle Fragen gab sie

unbestimmte Antworten, klagte über Ermüdung und Kopfschmerzen; als aber Emma mit ihrem beobachtenden Lächeln sie genau ansah, fiel sie ihr plötzlich um den Hals und verbarg ihr Gesicht.

„Du weinst ja!“ sagte Fräulein Emma. „Was sind es für Thränen? Verdruß, Trauer, Kummer oder Schmerz?“

„Alles in Allem!“ antwortete Hedwig. „Ach, Täntchen! ich bin doch ein einfältig Kind, ich kann gar zu wenig Anderes vertragen, als Glück, Lust und Lachen.“

„Weil das Leben mit seinen Plagen und Täuschungen noch nicht allzu oft dicht an Dich herangetreten ist,“ antwortete Emma.

„Es ist wahr,“ erwiederte Hedwig den Kopf senkend, indem sie ihre Hände faltete. „Ich habe nur einen einzigen großen Schmerz bis jetzt kennen gelernt, als meine geliebte Mutter uns verließ. O, Täntchen, verlassen werden, getäuscht werden — der Gedanke macht unaussprechlich elend.“

„Ich weiß nicht, was Du meinst,“ sagte Emma sanft, als Hedwig in ihrer Stellung blieb, aber ihre Arme heftiger preßte. „Was ist Dir widerfahren?“

Sie erhielt keine Antwort und wiederholte ihre Frage vergebens; plötzlich aber richtete sich Hedwig lebhaft auf und sagte, ihre Thränen zerdrückend:

„Sprich aufrichtig, Täntchen, hast Du nichts an Trifels bemerkt?“

„Was soll ich bemerken?“ war die Antwort.

„Ist er nicht verändert, oft ganz seltsam verändert? Gar nicht mehr, wie früher! Oft ganz still, zerstreut, nachsinnend, dann wieder, als thäte er sich Gewalt an, um mich zu hören.“

„Ich habe von allem dem nichts bemerkt.“

„Einige Tage lang,“ fuhr sie fort, „mußt Du bemerkt haben, wie unruhig er war. Oft sah er nach der Thür, als sollte Jemand kommen, dann war es zuweilen, als wollte er mir etwas mittheilen; sobald ich ihn aber fragte, scherzte er meine Muthmaßungen fort.“

„Wenn er das wirklich that,“ sagte die Freundin, „so hatte sein Ernst gewiß wenig auf sich.“

„Nun ist er wieder in glücklichere Laune gekommen, aber ich fürchte . . . .“

„Was denn?“ fragte Emma.

„Er liebt mich nicht mehr,“ flüsterte sie — „nicht so, wie ich es möchte. — Schilt mich nicht, lache auch nicht, er denkt an etwas Anderes, an eine Andere — ich glaube, er denkt an sie — an Marie! — Um Gottes willen!“ fuhr sie heftig fort, „sieh

nicht so ernsthaft aus. Lache lieber, bestreite es, doch höre erst an, was ich weiß."

„Hast Du ihn von Deinen Grillen etwas merken lassen?" fragte Emma, und als Hedwig es verneinte, fügte sie hinzu: „Thu' es ja nicht, er darf nichts davon wissen. Männer, wie er, von so stolzem und reinem Charakter, werden von jedem Mißtrauen tief verletzt."

„Aber es könnte doch sein," sagte Hedwig furchtsam und trotzig.

„Niemals!" erwiederte Emma. „Ich spreche es mit Ueberzeugung aus. All sein Glück auf Erden sucht er bei Dir, all sein Hoffen klammert sich an Dich. Laß ihn nicht irre werden, gieb ihm, was ihm noth thut."

„Was soll ich ihm geben?"

„Dein ganzes Herz, bis Du ihm mehr geben kannst."

„Noch mehr? unersättliches Täntchen!"

„Deinen Kopf," fuhr Emma, sie umschließend, fort. „Es wird eine Zeit kommen, wo er auch den verlangen wird, und ich denke mir, ein Mann hat das Recht dazu, auch den Kopf seiner Frau zu fordern; er kann mit dem Herzen allein sich auf die Dauer nicht begnügen. Du wirst daher immer gut

thun, theure Hedwig, Dich auf die Stunde vorzubereiten, wo Du ihm beweisen mußt, daß dieser kleine Kopf auf der rechten Stelle sitzt."

Hedwig hatte diese neue Lehre wohlgefällig lächelnd angehört. Sie stemmte den Arm in die Seite und sagte mit drolliger Selbstzufriedenheit: „Das will ich, Täntchen, ich will ihm zeigen, mit wem er es zu thun hat. Man muß nicht so gedankenlos in den Tag hinein leben. Ah! wie ernsthaft bin ich schon geworden, welche Sorgen nagen an mir, wie sehr vervollkommne ich mich unter den Fittichen Deiner Weisheit, Täntchen, um mit Würde meine Rolle als Frau spielen zu können! Als Frau!" rief sie, laut auflachend, „was das närrisch klingt! Aber mein Mann" — sie begann das alte übermüthige Gelächter — „was das für ein fürchterliches Wort ist, Täntchen! — mein Mann soll gehorchen, er soll ganz gewiß gehorchen."

Als Hedwig dies sagte, trat Trifels herein, und bei dem ersten Ton seiner Stimme hatte sie alle ihre Vorsätze und alle ihre Sorgen vergessen. Sie lief ihm entgegen und reichte ihm beide Hände. Er sah so schön und freudig aus, sein Blick war so froh, seine Augen so klar; die hohe, stolze Gestalt neigte

sich zu ihr nieder, sein Gruß, seine Fragen beherrschten sie ganz.

Emma zog sich unbemerkt zurück. — „Was hat sie Dir gesagt?“ fragte Trifels. „Wer soll gehorchen?“

„Du!“ antwortete sie, ihren Finger schalkhaft aufhebend. „Mir sollst Du gehorchen.“

„Ich gehorche Dir so gern!“ erwiederte er.

„Auch immer?“ fuhr sie fort.

„Immer!“ sagte er.

„Keine Bitte wirst Du mir jemals abschlagen, was ich auch fordere, mir erfüllen?“

„Keine, keine, meine geliebte Hedwig!“

„Halt da!“ erwiederte sie, und die Hände auf seine Brust gelegt, fragte sie leiser: „Wirst Du mich auch immer und ewig lieben?“

„Wenn ich aufhörte, Dich zu lieben,“ erwiederte er „würde ich aufhören, zu leben.“

„Aufhören, zu leben!“ rief Hedwig, ihn an sich drückend. „O, mein Gott! was sagst Du da? Es ist ein fürchterlicher Gedanke, wirf ihn von Dir, geliebter Eduard. — Aber weißt Du,“ fuhr sie mit leuchtenden Augen fort, „daß Du nicht sterben kannst? Mein Wille würde Dich festhalten, meine Seele würde Deine fliehende Seele umklammern und sie in ihr irdisches Haus zurückführen. — Sorge nicht, ich

weiß, was ich thue, also sorge nicht! — Ich habe neulich eine indische Dichtung gelesen, worin ein schöner junger König von dem Fürsten der Finsterniß fortgenommen wird. Drei Tage lang lag sein blasser Körper auf der Matte, doch seine Geliebte erweichte mit ihren Bitten den schwarzen Gott. ‚Küsse ihn,‘ sprach er zu ihr, ‚und wenn Deine Liebe so groß ist, wird sie sein Blut erwärmen, und sein Herz wird wieder schlagen.‘ Da nahm sie ihn in ihre Arme, viele Stunden lang saß sie, eine lange bange Nacht, bis sein Herz unter ihren Küssen schlug, bis der grausame Gott von ihm abließ. — So, Eduard, würde ich Dich auch von ihm erlösen!“ rief Hedwig mit dem Feuer ihrer Begeisterung.

Trifels hielt Hedwig an seinem Herzen, seine Augen ruhten auf ihr, ein fast schmerzliches Lächeln schwebte um seinen Mund, plötzlich aber sagte er laut und mit starker Stimme: „Ich glaube an die Wunder Deiner Liebe: verlaß mich nie, zweifle nie an mir!“

Ehe Hedwig antworten konnte, trat eine Störung ein, denn der Präsident öffnete die Thür und blieb mit freundlichem Gesicht auf der Schwelle stehen. „Hätte ich gewußt,“ sagte er, „welche Seligkeit ich beende, so wäre ich draußen geblieben. Jetzt

hilft es aber nichts, darum gewährt mir die Bitte, in Eurem Bunde der Dritte zu sein, wie Schiller sagt, würde Herr Niedlich nicht vergessen."

Sein Erscheinen machte allerdings den zärtlichen Eröffnungen der Verlobten ein Ende, aber er suchte es ihnen zu ersetzen, denn er war voll Liebenswürdigkeit für Hedwig, voll heiterer Scherze, welche er an Trifels richtete, und voll guter Laune für Beide. Nach einiger Zeit sagte er dann: „Wir müssen die Tage festhalten, welche uns noch übrig bleiben, für unser Beisammenleben, und Alles meiden, was unsere Erinnerungen trüben könnte. Sie bleiben doch heute bei uns, Trifels? Ich habe eine Loge für die neue Oper. So viel ich nur irgend kann, mein liebes Kind, will ich Dich noch mein nennen und Deine Gesellschaft genießen. Dein Glück geht mir über Alles! Ein paar Stunden habe ich heute noch zu thun, besucht inzwischen die Akademie und seht die dort neu aufgestellten Bilder an."

Sein Vorschlag wurde dankbar aufgenommen. „Wenn Du doch mit uns gehen könntest!" bat Hedwig schmeichelnd. „Wenn ich Dich nicht habe, Papa, fehlt doch etwas zu meinem Glücke."

Der Präsident küßte sie lachend und drohend und trieb sie fort. „Still, Du Schmeichlerin!" rief er,

„Trifels könnte glauben, es sei wirklich wahr. Er sieht schon ganz ernsthaft und nachdenklich aus."

Es war das erste Mal, daß er seit jenen geheimen Zerwürfnissen mit dem Freiherrn sich mit ihm allein befand, er hatte dies bisher immer zu vermeiden gewußt. Trifels war Hedwig bis zur Thür gefolgt. Der Präsident hatte sich gegen das Fenster gewandt, plötzlich aber wandte er sich von dort um, ging seinem Schwiegersohne entgegen, bot ihm die Hand und lächelte in seiner feinen Weise. „Schlagen Sie ein, lieber Eduard," sagte er. „Wir wollen kein Wort über eine Angelegenheit verlieren, deren Acten geschlossen sind. Meinen Sie nicht?"

„O gewiß," erwiederte Trifels.

„Wir sind also versöhnt," fuhr Herr von Landau fort.

„Zu meiner größten Freude geben Sie mir die Gewißheit, daß Sie die Gründe meiner Handlungsweise nicht länger mißdeuten."

„Versteht sich, nein! Wir sind Menschen, wir irren alle. Ach, in meinem Alter hat man zuweilen noch Jugendträume, allein man erwacht bald davon. Sie sind doch mit Allem zufrieden?"

„Es konnte nicht besser sein," entgegnete der Freiherr, „und Marie . . . ."

„Still, keinen Namen!“ flüsterte der Präsident. „Rühren wir nichts an! Ich habe Wolters Alles überlassen. Ihr Vetter ist kaltblütig und welterfahren, er wird die ganze Sache ordnen. Vergessen wir also auf immer.“

Sie schüttelten sich die Hände; ehe der Präsident jedoch die seine zurückzog, umarmte er seinen Schwiegersohn und sagte, ihn rechts und links küssend: „Also versenkt und abgethan für alle Zeit. Ich ehre und achte Sie, lieber Trifels! liebe Sie Ihres Freimuthes wegen noch mehr und bitte Gott, daß er Sie erhalten und Hedwig's Glück viele Jahre sichern möge.“

Er klopfte ihm dabei zärtlich auf die Schulter und entließ ihn dann, weil Hedwig eine Dienerin mit der Meldung hereinschickte, daß sie bereit sei. „Gehen Sie, lieber Eduard,“ sagte er, „Hedwig möchte ungeduldig werden, ein ander Mal können wir uns noch weiter aussprechen, lassen wir es auf ein ander Mal! — Aber Sie befinden Sich doch wohl? Sie sehen angegriffen aus,“ fuhr er fort, indem er seines Schwiegersohnes Hand festhielt und ihn durch das Zimmer begleitete.

„Ich habe mich nie wohler und kräftiger gefühlt,“ erwiederte Trifels.

„Das ist mir lieb,“ sagte Herr von Landau. „Ein Bräutigam muß keine melancholischen Anwandlungen haben. Sie haben doch keine Sorgen, wo ich rathen oder helfen könnte?“

„Gewiß nicht,“ sagte Trifels, indem er sich eilig empfahl und mit Anstrengung seine Unbefangenheit zu behaupten suchte.

„So gehen Sie, da ist Hedwig schon. Auf Wiedersehen, Ihr theueren Kinder! Auf frohes Wiedersehen!“

Sein Gesicht behielt noch einige Zeit den freundlichen Ausdruck, bis dieser nach und nach sich in Hohn umwandelte. „Was ich Alles dieses Menschen wegen thun muß!“ flüsterte er vor sich niederblickend, „aber wir werden sehen, ob unsere Mittel helfen — und dann Abrechnung halten!“ fügte er noch leiser hinzu.

Wenige Minuten später, nachdem er das Zimmer verlassen hatte, that Fräulein Emma einen raschen Blick hinein und winkte einem ihr Nachfolgenden zu, der draußen stand.

„Wir wollen uns nicht wieder überraschen lassen,“ sagte sie. „Es ist mir lieb, Sie wiederzusehen, Herr Stark. Ich glaube, Sie haben mir mancherlei mitzutheilen.“

Reinhold sah sehr bleich aus. Seine Augen

lagen tief in ihren Höhlen, der mächtige Kopf schien müde und schwer auf seinen Schultern zu sitzen. „Was ich Ihnen mittheilen könnte, Fräulein Ruhwald," sagte er mit dem unverändert sanften Lächeln, „werden Sie wohl schon gehört haben."

„Ich weiß nichts, wenigstens nichts Gewisses," war ihre Antwort, „doch ehe Sie weiter sprechen, Herr Stark, sagen Sie mir, ob Sie krank sind."

„Ich glaube nicht," erwiederte er leise und mit plötzlichem Erröthen.

„Sie glauben es nicht? Fühlen Sie es denn nicht?" fuhr sie theilnehmend fort. „Sie müssen einen Arzt zu Rathe ziehen."

„Ich habe sehr viel gearbeitet, viel sehr!" sagte er mit einem dankbaren Aufblicken.

„Arbeit macht stark und froh," fiel sie ein. „Arbeit ist das beste Mittel, um Leid, das uns drückt, zu ertragen, wenn nicht etwa" — ihre klaren Augen hefteten sich auf den bleichen Mann, welcher scheu zu Boden sah —, „wenn nicht etwa," wiederholte sie langsam, „das Leid so tief sitzt, daß das Uebermaß von Arbeit den Körper erschöpft, ohne den Muth aufzurichten. — Erzählen Sie mir, Herr Stark," fuhr sie fort, als sie keine Antwort erhielt, „wie es in

Ihrem Hause zugegangen ist. Sie wissen, daß ich Manches wußte."

„Wissen Sie auch," fragte er, „daß der Herr, den ich nicht nennen will, nachdem er erklärt hatte, es sollte geschehen aller Welt zum Trotz, doch sein Wort, kaum war's gegeben, wieder gebrochen hat?"

„Ich weiß es nicht, aber ich konnte es aus mancherlei Zeichen vermuthen," sagte Fräulein Emma.

„Andere haben es ihm ausgeredet," begann Reinhold, „ich denke, vornehmlich that's der Herr von Trifels, und es mag auch wahr sein, daß es sich nicht paßt, wenn Leute, nicht allein so verschiedenen Alters, sondern auch so verschiedener Stände sich zusammen thun wollen. Es mag gut sein, wenn Freunde es hindern; aber wenn's nun doch wahr wäre, wenn sie den Herrn liebte, oder er meinte es aufrichtig, so ist es doch grausam hart, wie es geschehen ist."

„Es hängt Alles von den Verhältnissen ab, Herr Stark," antwortete Fräulein Emma. „Wahre Liebe und Zuneigung kümmert sich nicht um Rang und Stand, sie kommt aus dem Herzen; aber unvernünftig gegen Alles, was die Menschen schicklich nennen, muß man doch nicht handeln."

„Sie meinen es also auch?“ sagte Reinhold, und es klang fast wie ein Vorwurf.

„Glauben Sie nicht von mir,“ fiel sie ein, „ich wollte Vorurtheile und Hochmuth vertheidigen. Wenn ich von dem Schicklichen spreche, so meine ich das natürliche Empfinden, das in jedem guten Menschen ist, das sittliche Gefühl, das sich gegen alles Unrechte sträubt. Vernünftige Wesen sollen wir alle sein, uns also von Vernunft leiten lassen, und je älter wir werden, um so weniger haben wir auf Nachsicht zu hoffen, wenn man uns thöricht heißt. Wäre es eine gerechte Sache, so brauchte sie sich nicht zu verstecken, und wäre es eine rechte Liebe, die ihre Macht in sich selbst hätte, so würde sie sich auch nicht fürchten, ehrlich und offen hinzutreten, denn sie könnte gewiß sein, bei allen gerechten Leuten und wahren Freunden Vertheidigung zu finden. Statt dessen sagen Sie mir, daß der Herr, den wir nicht nennen wollen, sein Wort gebrochen hat, obgleich es mir seltsam genug vorkommt.“

Reinhold hatte gläubig zugehört; was Fräulein Emma sagte, schien ihn zu trösten. „Er har’s gethan,“ erwiederte er, „hat den Herrn von Wolters ins Haus geschickt, der Geld geboten hat, ein Abstandsgeld.“

„Da sehen Sie, wie es steht!“

„Aber es war nichts damit,“ sagte Reinhold, die Augen hell aufschlagend. „Es wurde nichts angenommen. Der Vetter ist der Mann nicht, der sich Ehre oder Schande abkaufen läßt.“

„Das freut mich,“ erwiederte Emma, „freut mich von ganzem Herzen. Die Reichen sind eben um dessentwillen so stolz, weil das Geld meist stärker ist, als alle Moral, und sie sehen es immer als gewiß an, daß ein Armer damit zu Allem, was sie wollen, bewogen werden kann.“

„Es ist doch nicht überall der Fall,“ antwortete der Arbeiter.

„Gott sei Dank, nein!“ sagte Fräulein Emma.

Ihre Blicke begegneten sich, es lag ein freudiges Glaubensbekenntniß darin, festes Vertrauen, und wie der Eine zum Anderen durch das Band der Armuth und sittlicher Erhebung sich verbunden fühlte. Reinhold's Gesicht verlor die kranke Farbe, seine Augen erhielten einen eigenthümlichen Glanz, die hohe, stolze Stirn hob sich glatt und kräftig auf. Er schien von einer Macht halb überwältigt, gegen welche seine Demuth und seine Furcht vergebens rangen.

„Und nun,“ sagte Emma, „nun Marie frei ist,

hegt ihr Vetter ohne Zweifel auch die Wünsche von Neuem, welche früher seine Lieblingswünsche waren."

Durch diese Worte wurde der Zauber plötzlich zerstört, dem Reinhold verfallen war. Seine Augen senkten sich scheu nieder, graue Blässe zog über ihn hin, wie eine Novemberwolke. — „Was er wünscht, weiß ich nicht," sagte er sanft und leise, „aber — es ist kein Glück für mich zu hoffen."

„Sagen Sie das nicht!" rief Emma. „Zunächst nur müssen Sie gesund werden. Versprechen Sie mir, daß Sie einen Arzt zu Rathe ziehen wollen, — versprechen Sie es mir, Herr Stark!"

Der tröstende und theilnehmende Ton schien ihm wohl zu thun. Er stand vor ihr, als wollte er mehr hören. Plötzlich aber gerieth er in heftige Unruhe, und nach der Thür fassend, rief er aus: „Sie sind so gut, ich verdiene es nicht! Es geht auch schon besser. Behüte Sie Gott, gnädiges Fräulein!"

Fräulein Emma machte die Thür hinter ihm zu, sie sah sehr betrübt aus. Auf die Stelle, wo er gestanden, vor sich niederblickend, dachte sie lange nach. Endlich falteten sich ihre Hände zusammen, und mit einem leisen Seufzer sagte sie: „Armer guter Reinhold!"

Achtes Capitel.

Um den armen Musiker hatte sich seit einiger Zeit Niemand gekümmert. Die wenigen Unterrichtsstunden, welche er zu geben hatte, waren immer von ihm unordentlich behandelt worden, während der letzten Wochen hatte er sie gänzlich vernachläßigt, und darin hatte Herr Niedlich jedenfalls Recht, daß mit solchem widerhaarigen, unfügsamen Gesellen kein Auskommen sei. Auch in dem Vereine war er seit längerer Zeit nicht erschienen, endlich hatte ihn Reinhold aufgesucht, der einzige Mensch, von dem er zuweilen sprach. Die alte Frau war in ihrer Herzensangst zu dem Arbeiter gegangen, hatte ihn dringend gebeten, mit ihrem Sohne zu reden, doch ja nicht zu verrathen, was sie ihm anvertraute.

Als Reinhold kam, fand er seinen Freund am

Schreibtische sitzend, eifrig beschäftigt. Ein ganzer Stoß Papiere lag um ihn, Notenblätter auf einem anderen Haufen; ein Gemisch von Heften und Blättern bedeckte auch die Stühle und das große Instrument. Der junge Künstler sah erhitzt aus; halb angekleidet, hing sein langes Haar wirr über seinen Kopf, er schien mitten in einer angestrengten geistigen Thätigkeit zu sein, die ihn ganz erfüllte. Als er Reinhold's Stimme hörte, wandte er sich um, nickte ihm zu und schrieb weiter. „Bist Du da?“ sagte er, „komm morgen wieder. Oder nein, warte, ich habe fünf Minuten für Dich. So“ — er warf die Feder fort und strich seine Finger, die von Dintenflecken schwarz waren — „jetzt, Reinhold, sei willkommen! Setze Dich, wie geht es Dir? Du siehst nicht gut aus.“

Er reichte ihm die Hand hin, die glühend heiß war. — „Du hast Recht,“ sagte Reinhold, „ich habe mich zu sehr angestrengt, man muß nicht zu viel thun.“

Herzberg lachte, und indem er das Haar von seiner Stirn zurückwarf, rief er übermüthig: „Man muß seine Kräfte kennen, guter Freund! Von seiner geistigen Energie muß man sich tragen lassen. Der Geist überwindet den Staub. Der Geist kann Alles!“

„Du bist lange nicht bei uns gewesen," sagte Reinhold.

„Ich bin bei Niemand gewesen," war die Antwort. „Ich habe keine Zeit."

„Lieber Andreas," begann Reinhold in seiner sanften Weise, „darf ich ein aufrichtiges Wort mit Dir sprechen?"

„Du mit mir? Sprich denn!"

„Es giebt ein altes Wort," sagte der Arbeiter freundlich, „Du kennst es auch wohl, es heißt: Gut Ding will Weile haben."

„Sprich rasch!" rief Herzberg, und sein Gesicht verfinsterte sich. „Meine Zeit ist bald um."

„Ich will's mit wenigen Worten sagen, höre mich nun ruhig an. Was ein Mensch schafft in Ruhe und Freudigkeit, das hält aus; ist es aber ein Toben wie ein wilder Strom ohne Rast, so kann's wohl gewaltig sein und groß, aber es hat doch kein rechtes Fundament, und wo das fehlt, stürzt der ganze Bau zusammen."

„Was verstehst Du davon, was mich treibt?!" fiel Herzberg rauh und höhnend ein.

„Ich verstehe freilich nichts davon," erwiederte Reinhold sanftmüthig; „aber ich habe Dich lieb wie einen Bruder. Tage und Nächte lang hast Du wohl

schon so gesessen. Es ist ein Fieber in Dir, Du mußt ruhen."

„Ein Fieber, sagst Du? Nein, eine göttliche Macht, ein großer, erhabener Gedanke ist es — wenn er nicht wäre, möchtest Du Recht haben. Sie verhöhnen mich, ich will ihnen zeigen, was ich kann, wer ich bin, woher ich stamme!" — Seine Augen funkelten, er ging mit großen Schritten auf und ab.

„Wer könnte Dich verhöhnen wollen, Andreas?" fragte Reinhold. „Du mußt Dir keine solche Vorstellungen machen."

„Einbildungen, meinst Du!" rief der erhitzte junge Mann. „Gehe hin, Reinhold, lerne sie kennen. Sie verachten Dich, verspotten Dich, Alle Alles! wenn Du sie nicht zwingst, Dich anzuerkennen. Sclaven sind es, Sclaven der erbärmlichsten Art! Sei gemein, schlecht, lastervoll, ein Elender, sie umwedeln Dich wie Hunde, sie kriechen vor Dir, wenn Du hast, was sie anbeten; sei gut, edel, aller Tugend und Menschenwürde voll — sie treten Dich mit Füßen in den Staub! ihre Pferde zerstampfen Dich, ihre Wagenräder rollen über Dich fort. Wer fragt nach Dir? Wer hört Deine Seufzer? Wer sieht Deine Thränen?! — Dein Herz, Du Narr, Dein Herz! Wer kümmert sich darum, wenn es zerstochen wird!

wenn Du Nachts in Deiner Angst Deine Nägel in Dein Fleisch schlägst, den Tag verfluchst, wo Du geboren wurdest! wenn Du sterben möchtest und nicht kannst!“ flüsterte er mit erlöschender Stimme.

„Von wem — von wem sprichst Du?“ fragte Reinhold, der alle diese heftigen, rauh hervorgestoßenen Ausrufungen mit steigendem innerem Grauen angehört hatte.

Andreas beugte sich zu ihm nieder, in das Feuer seiner großen Augen mischte sich ein sanfter Glanz. — „O!“ sagte er, „es ist so schön, zu ihnen zu gehören, reich, groß, ein gewaltiger Mensch zu sein! Und sind wir nicht alle dazu geboren? Giebt der Geist uns nicht Flügel, um bis in Gottes Himmel zu dringen? Warum hier unten in Armuth und Elend bleiben? Ich will hinauf, ich will! Vor mir brennt ein Stern — ein Stern, ich muß ihn haben!“

„Ein Stern! armer Andreas!“ flüsterte Reinhold.

„Still!“ sagte der Künstler, und er lächelte entzückt, „Du kennst das nicht. Weißt Du, was es heißt, einen Stern lieben, der hoch über Dir funkelnd steht? Du blickst zu ihm auf und erschrickst. Ueber eine ungeheuere Kluft streckst Du deine Arme aus,

ein Schrei der Verzweiflung, und dennoch ein göttliches Feuer füllt Deine Brust."

„O, mein Gott!" murmelte Reinhold, indem er seinen Kopf langsam senkte. „Was kannst Du thun?"

„Was ich thun kann?" fragte Andreas. „Zu mir niedersinken kann er nicht, ich muß hinauf zu ihm, glänzender als er selbst mich neben ihn stellen. Das thue ich! Das wage ich! Das will ich! — Wer das nicht kann, der lebe und sterbe in Dunkelheit — der bleibe ein Knecht, hebe sein Auge nie zum Himmel auf. Der lebe in seiner Armseligkeit und lasse sich mit dem Gemeinen genügen. Jetzt laß mich allein."

Reinhold stand auf, er sah noch bleicher und trauriger aus, als er mit leiser Stimme antwortete: „Man muß thun, was recht ist, und an Gottes Allmacht glauben."

„Glaube hier! vertraue hier!" rief der Künstler, an seine Stirn schlagend.

„Ich will morgen wieder kommen," sagte der Arbeiter.

„Gut, morgen. Nur diese Nacht noch, so bin ich fertig. Ich habe Alles allein abgeschrieben, allein gedacht, allein gelebt. Denn Du weißt wohl,"

fügte er mit einem stolzen Lächeln hinzu, „wir besitzen eben nichts als uns selbst.“

Reinhold zögerte noch einen Augenblick. „Lieber Andreas, begann er noch einmal, es wäre aber doch wohl gut — ich machte es immer so — wenn ich eine Arbeit im Werk hatte, so holte ich den Meister dazu, oder wer es sonst verstand, und hörte gern, was gesagt wurde. Darum wollte ich Dich fragen, ob's nicht besser sei, wenn ein Freund, der es gut meint . . .“

Herzberg ließ ihn nicht ausreden. „Ich weiß, wen Du meinst!“ rief er, „aber fort damit! Ich will nichts hören.“

Reinhold hatte kaum Zeit, seine kleine Börse, die er in der Hand hielt, unter die Papiere zu schieben, denn mit Heftigkeit drängte ihn der erzürnte Andreas zurück und befahl ihm, zu schweigen, und zu gehen.

Ohne sich dadurch beleidigt zu fühlen, befolgte der Arbeiter diese barsche Aufforderung.

„Ich will's gern thun, sei nur ruhig,“ sagte er. „Mag Alles zum Besten gehen; wo Du mich brauchen könntest, Andreas, bin ich immer da.“

Als er fort war, wandte sich der Künstler sogleich wieder an den Schreibtisch zurück und begann

von Neuem seine Arbeit, beim Scheine der kleinen Lampe, der es nach einiger Zeit an Oel zu fehlen schien, denn ihre matte Flamme drohte zu erlöschen.

„Wenn die Mutter nur käme," murmelte er unruhig, „und wenn sie Oel mitbrächte!" — Er legte die Feder fort, stützte den Kopf in seine Hand, und blieb eine Zeit lang melancholisch schweigend sitzen, bis ein stöhnendes Oh! sich aus seiner Brust hervorpreßte. „Es wäre schrecklich!" rief er endlich heftig aus, „wenn ich meine Arbeit nicht vollenden könnte, weil es mir an einem Bißchen Oel fehlt!" Er lachte rauh und heiser auf. „Weil es mir an Oel fehlt!" murmelte er vor sich hin. „Nacht mit Deinem Frieden, ich hasse Dich! In mir ist Licht für tausend helle Kronenleuchter, und dennoch brauchte ich einen Tropfen Oel! Erbärmliches Menschenloos! Da kommt die Mutter."

Es war so. Die alte Frau in ihrem abgetragenen Mantel und dem schwarzen, von Wind und Wetter zerzaus'ten Hut, der schon mehr als einen Winter ausgehalten, trat herein, und kaum hatte sie die Thür in der Hand, als ihr Sohn ihr entgegen rief, ob sie Oel mitgebracht habe.

„Ei wohl, mein Kind," erwiederte sie in freudigem Tone, „ich wußte ja, daß es nöthig war. Da

ist eine ganze Flasche voll, — gieb nur die Lampe schnell her, gieb sie her, gleich soll sie wieder hell brennen. Aber, aber, es ließ sich nicht leicht machen, denn ich bin dem Kaufmann drüben noch Einiges schuldig, und er — ja, wie die Leute sind — ich glaube, er hätte es mir nicht anvertraut; doch ich versprach ihm ganz gewiß, ich wollte heute noch Alles richtig bezahlen."

„Heute nicht, aber morgen, Mutter," fiel Andreas ein, „oder doch bald, bald!"

Die alte Frau nahm eine geheimnißvolle Miene an, die mit ihrer Freudigkeit sich verband. „Ich habe Dir noch etwas mitgebracht, Andreas," sagte sie, „es hat mir Jemand etwas für Dich gegeben, der sich nach Dir erkundigte, und viel Gutes und Liebes sprach, sehr viel."

Sie faßte dabei in die Tasche und zog ein gefaltetes Papier hervor.

„Ein Brief!" rief Andreas, indem er die Hand hastig darnach ausstreckte, während alle Zeichen freudiger Ueberraschung auf seinem Gesichte zu lesen waren.

„Ein schwerer Brief," antwortete die alte Frau leise zitternd.

Ihr Sohn zerriß ungestüm den Umschlag, und

wie er das Blatt öffnete, das darin lag, fielen mehrere Banknoten auf den Tisch. Ohne darauf zu achten, richtete er seine Augen auf die Schrift, aber seine Mienen wurden finster, seine Lippen preßten sich zuckend zusammen, und plötzlich griff er nach den Geldscheinen und schien die Absicht zu haben, sie zu zerreißen.

Eben aber hatte die halbblinde Frau sich niedergebeugt, und deckte ihre Hände darüber. „Der liebe Herr!" sagte sie, „so viel Geld, das Alles soll uns gehören? Ich habe solche große Scheine noch nie gesehen. Was schreibt er Dir, Andreas? Es würde Alles noch gut werden, sagte er, Du solltest nur Vertrauen haben."

„Er sprach mit Dir?"

„Ja wohl, mein Sohn, ja wohl. Als ich vor der Thür des Kaufmannes stand, nicht wußte, ob ich es wagen sollte, noch einmal hinein zu gehen, kam er und sah mich. Er fragte nach Dir, ob Du zu Hause seist, wie es Dir gehe, und — und ich sagte ihm, Du seist sehr fleißig bei Deiner großen Arbeit. Da zog er den Brief heraus, ich sollte Dir das geben, er wollte Dich nicht stören, aber ich möchte ihn nicht verlieren; und wenn Du zu ihm

kommen wolltest, würde er gern Dein Werk Leuten empfehlen, die Dir nützen könnten, weil . . ."

„Nichts da!" schrie Andreas, sie unterbrechend. „Ich habe es ihm gesagt, nichts will ich, nichts! — Was lauert er mir auf? Geld soll ich von ihm nehmen; meine Seele will er kaufen! Da steht es geschrieben: fein angelegt, ein feiner Plan." Er schlug das zerknüllte Blatt auf und las: „,Lieber Herzberg!' — höre zu, wie herablassend — lieber Herzberg! ,Sie sind nicht zu mir gekommen, ich erwarte es auch kaum' — also doch kaum, gnädiger Herr! — ,obwohl es mich aufrichtig erfreut hätte. Bei dem lebhaften Antheil, den ich für Sie bewahre, wiederhole ich Ihnen mein Anerbieten, bei dem mich keine andere Absicht leitet, als die, Ihnen nützlich zu sein. Entschließen Sie Sich und verlassen Sie diesen Ort, reisen Sie, zerstreuen Sie Sich. Vergessen Sie das alte und beginnen Sie ein neues Leben. Ich sorge für Alles, und da ich eben eine kleine Summe zur Hand habe, lege ich Ihnen diese bei mit der Bitte, sogleich einige, vielleicht nöthige Einrichtungen zu treffen. — Ich bin Ihr Freund, Herzberg, mit einem Freunde darf man theilen. Glauben Sie mir, daß, wenn wir unsere Rollen tauschen könnten, ich freudig von Ihnen jedes Darlehn annehmen würde. Kommen

Sie denn, wir wollen keine Worte verlieren. Sie müssen fort, je eher je lieber, morgen wenn es sein kann. Täuschen Sie Sich nicht länger und vertrauen Sie Ihrem Sie schätzenden Trifels.'"

Er hatte immer schneller gelesen, hatte sich immer mehr erhitzt. Seine Augen glänzten jetzt von Hohn, und bei dem letzten Worte brach er in ein rauhes, wildes Gelächter aus, das ganz seinen Empfindungen entsprach. — „Ich soll fort!" rief er dann, „er will mich fortschaffen. Morgen schon, hörst Du wohl, Mutter, morgen schon!"

„Fort!" erwiederte die alte Frau heftig erschrocken; „wohin?"

„Nach Paris, nach London oder nach China oder in den Mond! Einerlei, Mutter, nur fort, weil er sich um meine theure Gesundheit ängstigt, weil der liebe großmüthige Herr gar zu zärtlich um mich besorgt ist."

„Du kannst nicht fort!" sagte sie ängstlich. „O nein, nein! Das geht nicht an."

„Er gäbe Dir auch eine Pension, er gäbe Alles gern!" begann er von Neuem, „aber er hat sich verrechnet. Ich will ihm zeigen, wo der Fehler steckt. Nimm das Geld, Mutter, bring es ihm zurück, gleich

auf der Stelle fort damit! Keine Stunde soll er denken, daß ich mich besinnen könnte."

Mit fieberhafter Hast raffte er die Banknoten zusammen und wickelte sie in den Umschlag. „Warte einen Augenblick," sagte er dann voller Triumph. „Ich schreibe ihm ein paar Worte." Er nahm ein Blatt Papier. ‚Verschonen Sie mich mit allen ferneren Zeichen Ihres Wohlwollens. Zwischen uns kann davon niemals die Rede sein. Andreas Herzberg.' „So, Mutter, jetzt die Aufschrift und zugesiegelt. Wir werden sehen, wer gehen muß. Wie klug, wie pfiffig, wie erbärmlich schlecht und gemein ist dieser Mensch!"

In stürmischer Eile beendete er sein Vorbaben und trieb die alte Frau fort, welche nicht zu widersprechen wagte. Ohne zu murren, fügte sie sich in den Willen ihres Sohnes. Ohne recht zu begreifen, warum er den Mann beschimpfte, der ihm Wohlthaten erwies und den sie selbst noch so eben gesegnet hatte, empfand sie dennoch in ihrer Schwäche jetzt Mißtrauen gegen ihn, weil Andreas, der so gut und lieb war, ihn haßte; und schlechte Absichten mußte er haben, weil er so viel Geld bot, um ihr ihren Sohn zu nehmen.

Aber indem sie gehen wollte, fiel ihr der Kauf-

mann und ihr Versprechen ein. „Könnten wir nicht doch etwas davon behalten? Einen einzigen Schein, er merkt es wohl nicht einmal,“ sagte sie leise bittend.

„Keinen Pfennig!“ rief er rauh und heftig, „nichts! Wenn wir umkommen müßten, nichts!“

Die alte Frau wandte sich betrübt um und ging. Herzberg hörte, wie ihre Schritte sich entfernten, und sein finsteres Gesicht wurde hell, er athmete aus tiefer Brust und schüttelte die Arme, als würfe er eine Last von sich. — „Wie mir das wohl thut,“ sagte er, „wie leicht ich mich fühle, wie frei! Nicht um alles Geld in der Welt möchte ich ihm Dank schuldig sein.“

Er setzte sich an das Instrument und überließ sich dort seinen Gedanken und Gefühlen, und während er diesen durch einen Strom von Accorden und Tönen Ausdruck gab, näherten sich zwei Männer der abgelegenen Straße, wo sie sich sorgfältig die trockensten Stellen an der Seite aussuchten und über das schlechte Wetter, das schlechte Pflaster und die abscheuliche Beleuchtung von Zeit zu Zeit sich vernehmen ließen.

Es war Herr Niedlich, der voran über Pfützen und Löcher sprang, ohne seine Hände aus den tiefen

Taschen seines englischen Ueberziehers zu nehmen, während Herr von Wolters ihm bedächtiger nachfolgte.

„Sind Sie auch gewiß, daß er hier wohnt?" fragte der Regierungsrath endlich.

„Versteht sich," erwiederte Herr Niedlich. „Es geht nichts über Gummischuhe, aber echte amerikanische müssen es sein, rauhe Sohlen — halt da!"

Wolters war vom Rande der Gosse abgeglitten, Herr Niedlich hielt ihn fest. — „Wie kann ein vernünftiger Mensch in solchem Sumpfe wohnen!" brummte der Regierungsrath ärgerlich.

„Es ist ja auch kein vernünftiger Mensch!" lachte Herr Niedlich, „das ist ja eben die Sache! Aber nur vorwärts, wir sind gleich zur Stelle! Sehen Sie das große Haus da drüben? da wohnt er."

Der Regierungsrath untersuchte durch seine Brillengläser und mit Hilfe seines Stöckchens den Grund, endlich standen sie vor dem finsteren Gebäude. „Land! Land!" rief Herr Niedlich. „Es ist mir zu Muthe, wie Columbus."

Herr von Wolters blickte bedenklich in den finsteren Schlund des Hausflurs. „Wenn wir nur nicht eine unbewohnte Klippe finden," erwiederte er, „und alle unsere Todesverachtung daran scheitert!"

Ohne ein Wort zu sagen, stürzte sich Herr

Niedlich muthig in die Dunkelheit und kehrte nach einigen Augenblicken wohlbehalten zurück. „Localkenntniß muß man haben," sagte er, „ohne Localkenntniß ist die ganze Landkarte ohne Werth. Ich habe hinauf gesehen, es brennt Licht, auch hörte ich etwas wie Claviergeklimper. Er ist also daheim und rumort auf dem alten Kasten herum."

„Ehe wir zu ihm gehen," erwiederte Wolters, „bedenken Sie noch einmal, ob dieser Tölpel wirklich dazu geeignet ist, um sich mit ihm einzulassen."

„Gewiß ist er dazu geeignet!" flüsterte Herr Niedlich. „Wenn er nicht geeignet wäre, würde ich nicht dazu gerathen haben. Ich sage Ihnen, er ist zu Allem fähig. Wie ein Tiger sprang er auf mich los; ich hätte nie geglaubt, daß er in solche Wuth gerathen könnte."

„Er ist also sehr arm?" fragte Wolters.

„Wie Hiob!" lachte Herr Niedlich.

„So wollen wir es versuchen," fuhr der Regierungsrath fort. „Machen Sie ihn mit mir bekannt, aber seien Sie vorsichtig."

„Darauf verlassen Sie Sich," sagte Herr Niedlich. „Vorsicht ist die Mutter der Weisheit. Sie sollen sehen, wie ich ihn behandle."

Er führte Wolters über den Hof, die Treppen behutsam hinauf. Obgleich es sehr dunkel war, ging

Alles gut von Statten; die Musik, welche ihnen deutlich entgegenschallte, half sie leiten, und endlich standen sie, Athem schöpfend, an der Thür des einsamen Künstlers und hörten eine Zeit lang seinem Spiele zu.

Es waren phantastische und abgebrochene Sätze, die sie vernahmen; bald wirbelten mächtige Tonmassen grell in einander, bald schienen es Gedanken zu sein, die sich sinnig reihten. Zuweilen klang es weich und melodisch oder die zarten und dumpfen Töne wurden zu melancholischen Klagen, voll Schmelz und Wehmuth. Diese aber verschwanden schnell wieder in Fanfaren voll Jubel und Lust oder in einem wilden Sturm der entgegengesetzten Empfindungen.

„Der Mensch schlägt sich die Saiten entzwei," flüsterte Herr Niedlich, „und hat doch kein Geld, neue zu kaufen!"

„Er spielt besser als ich dachte," erwiederte Wolters.

„Ich habe es Ihnen ja gesagt," antwortete Herr Niedlich, „es ist ein Talent, sonst hätte ich mich nie um ihn gekümmert; aber total verrückt."

„So wollen wir suchen, ihn gescheidt zu machen," murmelte der Regierungsrath. „Er hört auf, klopfen Sie an."

Herr Niedlich hob den Finger auf, allein er hielt ein, als Herzberg mit tiefer, trauriger Stimme ausrief: „Rettet mich! rettet! Es ist dunkel um mich. — Mein Gott, mein Gott! wenn ich verloren wäre!"

„Hören Sie den Narren," lachte Herr Niedlich leise. „Was er sich Alles einbildet!"

„Klopfen Sie," erwiederte Wolters. „Der Augenblick ist günstig für uns."

Herr Niedlich klopfte, zugleich aber öffnete er die Thür und sah hinein. Der Musiker stand an dem Instrument, das Gesicht ihm zugekehrt, aber er hielt beide Hände darüber gedeckt. Sein Kopf lag so weit im Nacken, daß die Stirn sich nach oben richtete.

Er hatte das Klopfen nicht gehört, seine Gedanken mußten mit Dingen beschäftigt sein, die ihn weit aus den Mauern dieses kleinen Zimmers führten. Wie er da stand, sah er blut- und leblos aus. Die weißen, leuchtenden Hände an den mageren Armen, das schwarze Haar, das an den bläulichen Schläfen niederfiel, die geisterhafte, athemlose Unbeweglichkeit schienen einen Todten anzukündigen. Herr Niedlich stierte darauf hin, weil er selbst davor erschrak. Jetzt aber sanken die Hände langsam

nieder, und die weit geöffneten Augen blickten den Agenten an, der seinen Kopf durch die Thürspalte steckte und sich nicht anders helfen konnte, als daß er mit lauter Stimme: „Guten Abend!“ hinein schrie, indem er zugleich für seinen Körper Platz machte.

„Aber, Herzberg, mein liebster, bester Freund!“ fuhr er mit üblicher Lebendigkeit fort, „wie geht's denn, wie steht's denn? Ich habe es nicht länger aushalten können, bin hergelaufen, um zu sehen, was los ist. Warum sind Sie denn nicht zu mir gekommen? Ist das eine Art, mit einem alten Freunde umzugehen? Was? Wie?“

Der Musiker schien von dieser Anrede wie von dem Eindringen seines Gönners weniger überrascht, als erfreut zu sein. Er gab zunächst keine Antwort, allein sein Gesicht wurde freundlicher und belebter. „Es ist mir sehr lieb, Sie zu sehen,“ sagte er dann, „ich hätte das nicht erwartet.“

„Alte Geschichten!“ rief Herr Niedlich, „vergessene Geschichten! schweigen wir davon! Ja so,“ fuhr er fort, als er bemerkte, daß Andreas nach der Thür sah, „ich habe jemanden mitgebracht, der sich sehr für Sie interessirt. — Herr von Wolters, aus-

gezeichneter Kunstkenner, hochgebildet, will Ihre Bekanntschaft machen."

Der Regierungsrath trat näher und nahm selbst das Wort. „Ich habe von Ihnen so viel Gutes gehört," sagte er, „auch einige Ihrer Lieder, die ein so schönes Talent bezeugen, daß ich Ihrem Freunde sehr dankbar bin, der, auf meine Bitte, mich zu Ihnen führte."

Das feine, scharfe Gesicht des Regierungsrathes neigte sich dabei ein wenig, sein Anstand war ganz der eines vornehmen Mannes. Er blickte auf das Instrument und auf den Schreibtisch und sagte dann: „Sie scheinen sehr beschäftigt zu sein; es sollte mir leid thun, wenn wir Sie störten. Künstler dürfen in ihren Vorstellungen nicht unterbrochen werden."

„Es thut nichts," erwiederte Herzberg. „Sie haben zwar Recht, die Erscheinung flieht, wenn eine rauhe Hand sie anfaßt, allein sie kehrt zurück, wenn der Geist die Macht zur Beschwörung besitzt."

„Und Sie besitzen sicher diese Macht," sagte Herr von Wolters.

„Talent hat er, ich weiß es!" schrie Herr Niedlich.

„Sie sind sehr glücklich, mit Geistern leben zu

können in dem großen Zauberreiche der Töne und der Phantasie," fuhr Wolters fort.

Herzberg's Augen glänzten. „O, ja, glücklich!" wiederholte er. „Wenige wissen das."

„Weil Wenige auf der Höhe des Künstlers stehen. Sie sind mit einer neuen Arbeit beschäftigt, wie ich denke."

„Eine Oper beschäftigt mich," erwiederte der junge Mann angeregt. „Seit Jahren habe ich den Entwurf gemacht, den Text geschrieben, einzelne Partieen gearbeitet. Jetzt habe ich Alles vollendet."

„Und Sie wollen damit hervortreten?"

„Das ist mein Wille," sagte Andreas rauh und nachdrücklich.

„Wie heißt Ihre Oper? Oder ist es ein Geheimniß?"

„Zenobia, heißt sie," antwortete der Künstler.

„Ein berühmter Gegenstand!" antwortete Herr von Wolters, fein lächelnd.

„Davon haben Sie mir ja nichts gesagt, Herzberg!" rief Herr Riedlich. „Zenobia klingt ganz spanisch."

„Ein Weib, deren Schönheit die wildesten Eroberer fesselt, deren Majestät Rom und seinen Kaiser zu ihren Füßen stürzte, die Sieger zu Besiegten

machte, ist ein würdiger Gegenstand der Kunst," sagte der junge Mann.

„Es ist also der Triumph der Schönheit, den Sie verherrlichen?" fragte Wolters, sein Stöckchen in seine Lippen bohrend.

„Der Triumph der Liebe!" antwortete Andreas.

„Ich bin sehr begierig, etwas mehr von Ihrem Werke zu wissen, ich glaube, daß es sehr bedeutend ist; darum wird es mir Freude machen, für den glücklichen Erfolg thätig zu sein."

„Herr von Wolters ist mit dem ganzen Theater bekannt," rief Herr Niedlich.

„Wenigstens kenne ich den General-Musik-Director," verbesserte der Regierungsrath lächelnd, „eben so den Intendanten."

„Es wird aufgeführt!" schrie Herr Niedlich, „darauf verlassen Sie Sich, Herzberg. Herausgerufen sollen Sie werden, es mag gehen, wie es will."

„Ich hoffe, keine Hilfe nöthig zu haben," erwiederte der Künstler unwillig.

„Sie haben ganz Recht," sagte Wolters. „Das wahrhaft Gute und Schöne bricht sich immer Bahn; nur haben junge aufstrebende Talente häufig Neider und Feinde; namentlich in unserem geliebten Vaterlande, wo das Cliquenwesen und der Mangel an

Humanität immer bereit sind, jedes Talent mit Füßen zu treten."

„Ich fürchte sie nicht!" erwiederte der junge Mann stolz.

Der Regierungsrath belobte die edle Zuversicht, indem er mit einem versteckten Lächeln hinzufügte, daß der größte Fehler junger Künstler fast immer eine zu große Bescheidenheit sei. „Sie leiden an diesem Fehler nicht," fügte er dann hinzu, „was mich außerordentlich freut. Sie sind energisch, weil Sie von Ihrem Werthe überzeugt sind."

„Alles, was ich denken und empfinden kann," murmelte Herzberg, vor sich niederblickend, „habe ich hinein gelegt."

„So muß es eine wahre Schatzkammer von Gedanken und Empfindungen sein," fuhr Herr von Wolters fort. „Sicher auch verwahrt es alle Ihre Hoffnungen."

„Auch das! ja, auch das!"

„Dann müssen wir um so vorsichtiger damit umgehen und Alles, was schaden könnte, zu entfernen suchen."

Er wandte sich zu seinem Begleiter um, der den Wink verstand. „Jeder Mensch hat Feinde," begann Herr Niedlich, „und wenn er der beste ist. Es ist sonderbar, Herzberg ist ein Mensch wie ein Kind;

ich glaube, er traut sich nicht einer Fliege auf die Beine zu treten, ohne um Entschuldigung zu bitten, und hat doch einen Feind, der ihn wüthend verfolgt."

„Wie wäre das möglich?" fragte der Regierungsrath.

„Es ist möglich!" schrie Herr Niedlich, „ich weiß es! Trifels . . ."

Bei diesem Namen stieg eine jähe Röthe in Herzberg's Gesicht.

„Ist der Ihr Feind?" unterbrach Herr von Wolters seinen Verbündeten. „Herr von Trifels, mein Verwandter? Er ist allerdings rachsüchtig "

„Es ist ein Mensch ganz ohne Bildung," sagte Herr Niedlich. „Ich bin fest überzeugt, wenn er etwas thun kann, was dem armen Herzberg schadet, thut er es."

„Aber warum? Was thaten Sie ihm?"

„Warum? — Eh! warum?" lachte Herr Niedlich, „weil es eine junge Dame giebt, die in seinem Herzen . . . ."

„Schweigen Sie!" rief der Musiker heftig, und seine Augen starrten den Agenten so furchtbar an, daß Herr Niedlich, in Erinnerung dessen, was er erlebt hatte, mit einem Satze von ihm abrückte. — „Werden Sie nicht wieder unvernüftig," sagte er,

seine Stirn faltend, „wir wollen ja darüber nachdenken, was wir zu Ihrem Besten thun können.“

„Ich werde mir selbst helfen, ich selbst!“ murmelte Andreas.

„Sie hassen ihn also auch?“ fragte Wolters.

„Ja!“ erwiederte Herzberg, den Kopf aufhebend. „Ich möchte ihn vernichten! Sagen Sie ihm das.“

„Dazu habe ich nicht den geringsten Anlaß,“ erwiederte Herr von Wolters mit seinem kalten Lächeln. „Wenn ich Alles überlege, so glaube ich, daß wir sämmtlich lebhaft wünschen, Trifels möchte daran gehindert werden, das Fräulein von Landau zu heirathen.“

„Das ist gewiß,“ sagte Herr Niedlich, „er darf und soll sie nicht heirathen, denn er verdient sie nicht. Er muß beseitigt werden, vernichtet werden, wie Herzberg sagt, und dazu giebt es ein gutes Mittel.“ — Er hielt inne, und indem er mit seiner linken Hand an sein langes, spitzes Kinn faßte, bog er sich zu dem Künstler hin und grins'te ihn pfiffig an. „Wollen Sie dabei helfen, Herzberg?“ fragte er leise, „wollen Sie wissen, wie dieser überflüssige Mensch gründlich beseitigt wird?“

Ein rachgieriges Zucken flog über Herzberg's Lippen.

„Man muß ohne alle Umstände mit ihm verfahren," sagte Herr Niedlich, „muß Fräulein Hedwig die Augen öffnen über seine innere Schlechtigkeit. Wenn eine Braut ihren Bräutigam auch nicht sonderlich liebt, so kann sie doch auf keinen Fall leiden, daß er andere Götter neben ihr anbetet und sie betrügt."

„Das auch?!" sagte der Künstler heftig.

„Betrügt sie schändlich," fuhr Herr Niedlich fort. „Sie wissen doch, daß er immer schon mit Marie im Hause sein Wesen trieb, in aller Bequemlichkeit. Alle betrügt er! Warum will sie nicht heirathen? Weder den Reinhold noch — noch andere Leute."

„Beweise!" murmelte Herzberg, ohne seine Augen aufzuheben.

„Was ist denn da zu beweisen?" fragte Herr Niedlich. „Sie haben es bemerkt, wir sind dahinter gekommen. Sie können es bei Ihrer großen Theilnahme für Fräulein Hedwig nicht länger aushalten, daß sie so nichtswürdig betrogen wird. Sie gehen hin, entdecken ihr Alles, und wenn er kommt, sagen Sie es ihm ins Gesicht."

„Beweise!" wiederholte Herzberg, diesmal lauter.

„Es läßt sich allerdings voraussehen," begann Herr von Wolters, „daß ein Beweis gefordert wird

und nöthig sein dürfte. Wenn Herr Herzberg, wie ich annehme, wirklich bemerkt hat, daß Trifels sich in verliebte Abenteuer mit der hübschen Tochter seines Hauswirthes verstrickte, so wird Fräulein Hedwig ihm die höchste Dankbarkeit schulden, wenn er ihr die Augen öffnet. Natürlich aber wird man ihm nicht ohne Weiteres glauben: es käme also darauf an, ihm die Beweismittel zu verschaffen, und ich denke, dies könne nicht schwer sein. Einige süße Billette von der Hand der schönen Hausfreundin würden ebenfalls die beste Wirkung thun."

„Woher sie nehmen?" fragte der Musiker.

„Nun, das ließe sich wohl machen," erwiederte Wolters.

„Es ist kostbar, ein wundervoller Gedanke!" fiel Herr von Niedlich ein, der seine langen Hände entzückt zusammenrieb. „Wir schaffen die Billette an, Sie haben sie gefunden, Herzberg."

„Schurken!" sagte Herzberg düster vor sich hin. Ein Schweigen folgte diesem Ausruf. Der Regierungsrath lehnte sich zurück und lächelte.

„Wie so?" fragte Herr Niedlich ein wenig befremdet. „Aber Sie haben Recht, Herzberg," fuhr er dann unbekümmert fort, „solchen Schurken muß man beikommen, wie es geht."

„Ich will nichts damit zu haben — hinaus!“ fuhr Andreas fort, indem er befehlend seinen Arm aufhob.

„Sind Sie bei Trost?! Warum denn nicht?“ fragte Herr Riedlich.

„Weil's Schurkerei ist!“ sagte Herzberg, der ihn starr ansah.

„Werden Sie nicht anzüglich!“ schrie der Agent. „Wenn Sie Bildung besäßen, würden Sie Sich solche Worte nicht erlauben.“

„Herr Herzberg,“ sagte Wolters aufstehend, „verkennt, wie ich bemerke, seinen Standpunkt. Was hier verhandelt wurde, habe ich mit wecheselndem Erstaunen gehört. Sie hassen meinen Vetter aus Gründen, welche ich nicht weiter untersuchen will, und behaupten von ihm Dinge, zu denen Sie in keinem Falle Beweise zu schaffen vermögen. Ich habe mich somit überzeugt, wie es steht, und rathe Ihnen, Sich aller Verleumdungen zu enthalten.“

„Nein, mein Herr!“ rief der Künstler, wie aus einem Traume erwachend, als der Regierungsrath nach seinem Hute griff. „S i e sind der Verleumder! Bei Gott!“ setzte er hinzu, indem er die Hand auf seine Brust legte, „Sie müssen schlechter noch sein als der da!“

„Halten Sie Sich nicht auf, Herr Niedlich," sagte der Regierungsrath. „Ueber ein solches Gemisch von Eitelkeit, Böswilligkeit und Thorheit muß man kein Wort verlieren. Ich habe genug daran."

„Unterstehen Sie Sich nicht, je wieder in meine Nähe zu kommen!" fiel Herr Niedlich ein. „Ein Mensch wie eine Vogelscheuche, der nichts hat und nichts ist, will den Tugendhaften spielen und ist so unsinnig, zu glauben, eine junge, reiche, vornehme Dame könnte sich in ihn vergaffen" — Er schlug ein schallendes Gelächter auf, gewann aber rasch die Thür und suchte eilig die Treppe, denn es war ihm vorgekommen, als wollte der verrückte Mensch ihm nachspringen. Es geschah jedoch nichts dergleichen: wohlbehalten langte Herr Niedlich unten und ging mit seinem Begleiter, welcher eine Zeit lang kein Wort sprach, durch die kothigen Gassen.

Endlich aber öffneten sich doch die Schleusen seines Zornes: „Dieser Lump, dieser Bettler!" rief er, „schlechter als ich, Sie also noch schlechter als ich! Er kann mich freilich nicht beleidigen, aber ich will es ihm doch einträuken."

„Sie sehen, Herr Niedlich," erwiederte der Regierungsrath, „daß ich als Ihr Comparativ verpflichtet bin, Sie zu trösten und zu Ruhe zu ermahnen.

Ueberlassen Sie mir jetzt diesen Burschen, ich werde ihn behandeln, wie es am passendsten ist. Das Zeug, das er geschrieben hat, soll so lächerlich gemacht werden, wie es sich gebührt. Jetzt lassen Sie uns die erste Droschke nehmen, deren wir habhaft werden, und fahren Sie mit mir zu Bertini. Es sind heute frische Austern angekommen."

Herzberg hatte, nachdem er einige Dutzend Male sein Zimmer auf und ab gerannt war, die Hände an seine Brust und das heftig pochende Herz damit festgehalten. Er hatte seinen Entschluß gefaßt. Lügen, betrügen, heucheln war ihm schrecklicher als der Haß, den er gegen Trifels trug. Daß diese argen Versucher ihn bewegen wollten, eine Schlechtigkeit zu begehen, hatte ihn so gereizt, daß er alle Besonnenheit verloren, und jetzt brannte sein Hirn vor Entrüstung, daß ihm ein solcher Antrag gemacht werden konnte.

„O!" rief er, seine Hände vor Grimm zusammenkrampfend, „weil ich arm bin, darum haben sie es gewagt! Dem armen, unbekannten Andreas Herzberg entdecken sie ohne Furcht und Scham ihr Lügengewebe, denn was thut es, daß er es durchschaut?! Er ist niedrig, er ist elend genug, um mit Freuden der Helfershelfer nichtswürdiger Handlungen zu werden! O, mein Gott! das ist der Fluch der Armuth?

daß man ihr alles Schlechte zutraut! — Ich will fort, ich will ihn aufsuchen, will ihm sagen, was sie mit ihm vorhaben. Sie müssen einen Plan haben, der ihn verderben soll, denn um meinetwillen thun sie es nicht. Halt!" murmelte er still stehend und sich besinnend, „ist dieser Wolters nicht — er sprach den Namen nicht aus, der ihm widerstand — sein nächster Verwandter? Ist es nicht der Mensch, von dem Niedlich mir einmal erzählte, daß er Alles erben würde, wenn Jener ihm nicht den Streich gespielt hätte, heirathen zu wollen? Jetzt sehe ich, wozu er mich gebrauchen will. Elendes Gold! Ich muß ihn warnen, ich muß, ich muß!" — Er drückte seine Brust, denn der heftig stechende Schmerz kehrte darin zurück, und hielt ein. „Es ist mir zu Muthe," sagte er, „als könnte ich es nicht, oder als dürfte ich es nicht, so schwer liegt es auf mir. Ich kann ihn nicht sehen, nicht sprechen, kann seinen Dank nicht ertragen, aber ich will Reinhold aufsuchen, der mag mein Bote sein."

Schnell kleidete er sich an, legte den Schlüssel an einen Ort draußen an der Schwelle, wo seine Mutter ihn zu suchen und zu finden gewohnt war, und machte sich auf den Weg. Er achtete es nicht dabei, daß das Wetter böse wurde und es mit seinen

Kleidern nicht zum besten stand; nach einer halben Stunde befand er sich vor dem Hause des alten Blechschmiedes, und als er zu den Fenstern hinauf sah, wo Trifels wohnte, und kein Licht entdeckte, fühlte er sich erleichtert und ging beruhigter hinein.

Der Meister saß zwischen Ofen und Spind an dem warmen Platz im Großvaterstuhl, die Meisterin wie gewöhnlich am Tische, Marie neben ihr, in einem Buche lesend; von Reinhold war nichts zu sehen. Ihre Blicke richteten sich jetzt gemeinsam gegen die Thür, denn Alle hatten ihn gehört; er mußte somit eintreten und nach seinem Freunde fragen.

So wie er dies that, bemerkte er aber auch, daß sein Empfang kein besonders freundlicher war. Marie allein erwiederte seinen Gruß, der Meister aber zog eine schwere Falte gleichsam von einem Ohre bis zum anderen, sprach jedoch kein Wort.

„Reinhold ist nicht zu Hause," sagte Marie. „Ich habe ihn seit einigen Stunden nicht gesehen."

„Nicht zu Hause," er sah vor sich nieder. Niemand lud ihn ein, seinen Hut abzulegen oder Platz zu nehmen, sich zu wärmen oder zu trocknen. Langsam wischte er die Regentropfen aus seinem Gesicht und blickte nach dem Meister hin. „Sie wissen nicht, ob er bald kommen wird?" fragte er.

Von dort her erhielt er keine Antwort, aber Marie sagte nach einem Weilchen: „Ich weiß es nicht.“

Es folgte ein neues Schweigen; Herzberg schien zu überlegen, ob er gehen oder bleiben sollte. „Ich bin seit einiger Zeit nicht hier gewesen,“ begann er dann nochmals mit leiser Stimme, „ich bitte, daß Sie mich entschuldigen.“

„Es hat gar nichts zu sagen!“ rief Frau Hartman, „gar nichts!“

„Sie haben gewiß Besseres zu thun gehabt, als an meine Stunden zu denken,“ fügte Marie hinzu.

Der Musiker verbeugte sich verlegen. „Ich war wirklich sehr beschäftigt,“ murmelte er; „es war mir unmöglich.“

„So hätten Sie herschicken können,“ fiel die Meisterin ein

„Ihre Mutter muß ja in später Nacht durch Sturm und Wetter laufen, daß es eine Schande ist, die alte blinde Frau!“

Der Vorwurf jagte das Blut in seinen Kopf. Es fiel ihm plötzlich ein, daß seine Mutter eben erst hier gewesen sein mußte. — „War sie bei Ihnen?“ fragte er.

Die Meisterin antwortete ihm nicht. „Allerdings

war sie hier," sagte Marie, „und lieferte dem Herrn von Trifels, der sich bei uns befand, einen Brief ab."

„Er hat ihn also bekommen," flüsterte Andreas.

„Richtig bekommen, ja!" sagte Frau Hartmann, „und wird sich hüten, sich je wieder mit Ihnen einzulassen."

„Das ist nicht unsere Sache, Mutter!" fiel Marie ein.

„Unsere Sache ist es nicht, nein! Gott sei Dank, daß es nicht unsere Sache ist! Aber wenn ich einen Sohn hätte, und er machte es so, betrüge sich so . . ."

„Sie können das nicht beurtheilen!" rief Andreas rauh.

„Nicht beurtheilen! Einer ist so viel werth wie der Andere!" schrie sie zornig.

„Basta!" sagte der Meister, indem er aufstand und ein paar große Schritte that, die ihn vor den kleinen, schwächlichen Musiker brachten. Der greise, gewaltige Mann richtete sich drohend vor ihm auf, aber es war etwas, das seinen Unwillen mäßigte. Die Fühllosigkeit, die aus den dunklen großen Augen des jungen Menschen ihn anstarrte, überraschte ihn; dabei stimmte das kranke, bleiche Gesicht ihn milder. — „Wir haben nicht nöthig, mit einander zu streiten," sagte er; „es ist jedes Menschen Sache, das zu

thun, was er für gut hält. Mir ist es auch lieb, daß es so gekommen ist; denn mit den Sunden hier ist es ein für alle Mal vorbei; wenn ich jedoch an Ihrer Stelle gewesen wäre, hätte ich die Hand nicht zurückgestoßen, die mir wohl thun wollte."

„Ich kann keine Wohlthaten annehmen," antwortete der junge Mann.

Der Meister nickte, als ob es ihm gefiele. „Wenn man's mit Arbeit schaffen kann und mit eigenem Fleiß, lass' ich es wohl gelten," sagte er. „Wer etwas Ordentliches gelernt hat, der mag stolz darauf sein, und wenn's nach mir gegangen wäre, Andreas, möchte der Herr von Trifels sein Geld behalten. So aber hätte es anders bedacht werden müssen; denn es ist jämmerlich genug, wenn ein erwachsener Mensch eine alte halbblinde Mutter hat, die in den Tod für ihn laufen möchte, all seine Fehler vertheidigt und seine Sünden auf sich nimmt, und er kann ihr mit all seiner Kunst nicht einen warmen Mantel und kein ganzes Paar Schuhe schaffen."

Der Musiker neigte den Kopf unter dieser Anklage. Sein Gönner Niedlich hatte ihm Aehnliches, hatte ihm Härteres schon gesagt, er hatte es mit Verachtung behandelt; der alte Mann jedoch, welcher jetzt zu ihm sprach, mischte in seinen grollenden

Ton etwas strafend Väterliches, dem er nicht widerstehen konnte. Und dennoch, was hatte er sich vorzuwerfen? Liebte und verehrte er seine Mutter nicht, dachte er nicht mit Entzücken daran, wie er ihr alle Sorgen, alle Noth vergelten, alles Glück in ihren Schooß schütten wollte? Und hatte sie je mit einem Blick ihn angeklagt, hatte sie ihm je sein Unrecht vorgehalten? Was diese harten Menschen von ihm begehrten, was sie gut und recht nannten, erregte seinen heftigsten Widerwillen; was ihnen schlecht und verkehrt schien, daran hing er mit allen Fäden seines Lebens.

„Sie verstehen mich nicht," sagte er traurig und trotzig zugleich. „Mein Weg kann nicht Ihr Weg sein; ich hoffe jedoch, Sie sollen bald anders über mich denken."

„Gott gebe es!" antwortete der Meister. „Ich will's der alten Frau wünschen, daß sie noch Freude erleben möge an ihrem einzigen Kinde."

„Wie Sie!" erwiederte Herzberg rasch in seiner Reizbarkeit.

Das Wort traf den alten Mann und verschloß ihm den Mund. Eine fahle Röthe bedeckte sein Gesicht, und durch seine Brust ging eine unbeschreibliche Scham und Qual, die ihm die Augen zudrückte.

„Kennen Sie den Herrn von Wolters?“ fragte Herzberg.

Der Meister zitterte in den Knieen. „Was soll's?“ murmelte er.

„Hüten Sie Sich vor ihm, glauben Sie ihm nicht. Er hat Böses vor mit Ihrer Tochter Ruf und einem Manne, den ich nicht nennen mag.“

„Weiß es denn die ganze Welt schon?!“ schrie der alte Meister, seine beiden Arme aufhebend, verzehrt von Wuth und Kummer. Dann drehte er sich um und ging in die dunkle Kammer, deren Thür er hinter sich zuschlug.

Ganz erstaunt über diesen Erfolg seiner Warnung und verwirrt von dem seltsamen Benehmen seines Verwandten, sah Andreas ihm nach; er behielt jedoch nicht viel Zeit, um eine Erklärung zu suchen oder zu fordern. Die Frau Meisterin sprang wie eine Furie auf und überhäufte ihn mit Vorwürfen. „In Ihre Seele hinein müßten Sie Sich schämen!“ rief sie. „Wer heißt Sie hieher kommen, um nichts als Unheil anzurichten?“

„Meine Warnung kam aus gutem Herzen,“ sagte er. „Dieser Wolters ist zu den schlimmsten Dingen fähig.“

„Kümmern Sie Sich nur um Ihre eigenen

Angelegenheiten," fiel die erzürnte Frau ein, „damit haben Sie genug zu thun! Wir verbitten uns Ihren Rath und Ihre Warnungen."

Als sie schwieg, kämpfte Andreas mit sich selbst. Er stand mit niedergeschlagenen Augen und bedachte voll Groll und Bitterkeit seine Lage.

„Wünschen Sie noch irgend etwas hier?" fragte Marie höflich lächelnd.

„Nein!" erwiederte er. „Wenn Sie nichts von mir wünschen."

„Ich, Herr Herzberg," sagte sie würdevoll, sich verneigend, „ich wünsche Ihnen recht wohl zu ruhen. Beherzigen Sie den guten Rath meiner Mutter und enthalten Sie Sich, von Personen Uebles zu sprechen, die zu hoch über Ihnen stehen."

Andreas ließ seine flammenden Augen eine Minute lang voller Verachtung auf ihr ruhen. „Falsch ist Alles auch an ihr!" sagte er mit seiner rauhen Stimme; damit drehte er sich um und ging hinaus.

Ende des zweiten Bandes.

Prag 1856. Druck von Kath. Gerzabek.

Angelegenheiten," fiel die erzürnte Frau ein, „daran haben Sie genug zu thun! Wir verbitten uns Ihren Rath und Ihre Warnungen."

Als sie schwieg, kämpfte Andreas mit sich selbst. Er stand mit niedergeschlagenen Augen, und es bebte voll Groll und Bitterkeit seine Lippe.

„Wünschen Sie noch irgend etwas hier?" fragte Marie höflich lächelnd.

„Nichts," erwiederte er. „Wenn Sie nichts von mir wünschen."

„Ja, Herr Bergberg," sagte sie spöttisch, sich verneigend, „ich wünsche Ihnen recht wohl zu ruhen. Beherzigen Sie den guten Rath meiner Mutter und erlauben Sie sich nicht, von Personen Notiz zu nehmen, die zu hoch über Ihnen stehen."

Andreas hob seine flammenden Augen eine Minute lang voller Verachtung auf ihr Gesicht. „Falsch ist Alles auch an dir!" sagte er mit seiner tiefen Stimme; dann drehte er sich um und ging hinaus.

Ende des zweiten Bandes.

Prag 1856. Druck von Karl Bellmann.

Der VII. Jahrgang (1852) von **Kober's „Album,** Bibliothek deutscher Originalromane," ist vergriffen bis auf die Bände 15 bis 24, welche **zusammen genommen** 5 fl. C. M. = 3 Thlr. 10 Ngr. kosten und durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind:

Diese zehn Bände enthalten folgende vier vollständige Werke:

— 15. bis 17. Band. —

Böhmen vor vierhundert Jahren.

Ein historischer Roman von Julius Seidlitz.

— 18. bis 21. Band. —

Die Rosenkreuzer in Wien.

Sittenroman aus der Zeit Kaiser Josef II. von Ed. Breier.

— 22. 23. Band. —

Die Erbsünde.

Roman von Jean Charles (Braun von Braunthal.)

— 24. Band. —

Der Primator.

Historische Erzählung von Josef Meßner.

Mügge, Theodor,

Neues Leben Novelle in 3 Bänden

Bd.: 2

Prag [u.a.] 1856